H. Keller-Jordan

Die Grubers

Gesammelte Werke
von
Henriette Keller-Jordan.
Bd. V. Die Grubers.

Der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek München
überreicht von
Dr. Paul Tesdorpf.
München, 26. April 1915.

Die Grubers

Eine Erzählung aus Kurhessen.

Von

H. Keller-Jordan.

Kassel.
Druck und Verlag von Karl Gosewisch.
1887.

Die Grubers.

Eine Erzählung aus Kurhessen.

Von

H. Keller-Jordan.

Motto: Edle Naturen wirken
durch das, was sie sind.

Kassel, 1887.
Druck und Verlag von Karl Gosewisch.

Es war an einem windigen Wintertage in den zwanziger Jahren, als sich auf dem Friedrichsplatze in Kassel ein ungewöhnlich reges Leben bemerkbar machte.

Die Spaziergänger sprachen lebhafter als sonst mit einander, blieben auch wohl stehen, schüttelten mit bedenklichen Mienen die Köpfe und es schienen in der That wichtige Dinge zu sein, die ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Vor dem kurfürstlichen Palais trieben sich ganze Horden wilder Jungen umher und deuteten hohnlachend auf die prächtigen Polstermöbel, die vor demselben abgeladen wurden.

„Die gehören der Ortlöpp“, sagte ein naseweiser Schusterjunge, während er die Stiefel, die er in der Hand trug, schwang und seinen Kopf mit verschmitzter Miene auf die Schulter eines Bäckerlehrlings neigte, „der Kurfürst soll sie zu einer Gräfin Reichenbach erhoben haben.“

„Ach dann war deshalb heute Morgen alles so verstört und wortkarg im Palais der Kurfürstin, als ich das Brot in die Küche brachte und die schöne Trine mir kaum Rede und Antwort stand. Dafür werde ich ihr morgen von den rothen Seidenmöbeln mit den goldenen Quasten erzählen, und von den großen Spiegeln, in welchen sich die neue Gräfin bewundern darf“.

Der heftige Ruck, mit welchem ein stattlicher Artillerie-Offizier, der ohne vor sich zu sehen, mit rasselndem Säbel die beiden Straßenhelden trennte, lenkte ihre Augen von den prächtigen venezianischen Spiegeln ab, die eben gebracht wurden, und sie blickten mit stolzer Straßenjungen-Verachtung auf den Kavalier, der sie so wenig respektvoll behandelt hatte.

Derselbe schritt, ohne einen Blick nach rechts oder links zu werfen, die Königstraße hinunter über den Königsplatz und verschwand in einer der Seitenstraßen.

„Das war der schöne Eberbach", sagte der Schusterjunge, indem er sich anschickte, dessen stolzen Schritt nachzuahmen, und den Weg in der entgegengesetzten Richtung einschlug.

„Ist das nicht der Offizier, der um das Hoffräulein der Kurfürstin wirbt?" sagte ein anderer Zuschauer zu seinem Nebenmann.

„Wirbt? — bewirbt?" spöttelte der Gefragte, „sie ist einfach in ihn verliebt — und da sein Vater in Ungnade gefallen ist — soll die reiche Heirath —"

„Ah, in Ungnade, ich verstehe", sagte der Andere, „deshalb ging er auch so gravitätisch an den goldenen Spiegeln vorüber und that, als wären solche Dinge ihm Wurst, er wollte damit der Ortlöpp seine Verachtung bezeugen. Na na, man nicht zu harte, sonst stößt Du Dich."

Der Artillerieoffizier war inzwischen an der Martinskirche vorüber in ein kleines Haus getreten, dessen unscheinbarer Hof die Ecke eines Seitengäßchens bildete, und stieg in ein paar großen Sätzen die schmale, winkelige Treppe hinauf. An der ersten besten Thüre klopfte er an und auf das sanfte „Herein" einer Frauenstimme, trat er über die Schwelle.

Eine ältere Dame, mit unendlich müden Zügen, erhob sich hinter ihrem Stickrahmen, ging dem jungen Manne entgegen und prüfte ein paar Augenblicke sein Gesicht.

„Ach wahrhaftig Sie sind es, Werner, — Herr von Eberbach," sagte sie sich verbessernd und ihm die Hand reichend, „ich hätte Sie nicht erwartet, wie lange lange ist das her, seit dem wir uns nicht gesehn haben."

„Ja, das weiß Gott", sagte der junge Mann, seine Blicke auf das blasse Gesicht der Dame gerichtet, während er seinen Säbel abschnallte.

„Sie erlauben doch, Frau Gruber?"

„Aber, lieber Werner, ich bitte Sie, sind Sie nicht zu allen Zeiten bei uns zu Hause gewesen?"

„Ja, Frau Gruber, fast mehr wie zu Hause. Darum habe ich auch keinen Augenblick gezögert, Sie zu sehen, als ich diesen Brief empfing, in welchem Eberhard mir mittheilt, daß Sie in Kassel wohnen und zwar unter dem Namen „Linden"".

Ueber das Gesicht der blassen Frau glitt, während er sich auf einem der Sessel niederließ, ein angstvolles Weh, aber sie sagte nichts.

Er nahm langsam den Brief aus seinem Portefeuille und betrachtete ihn eine Weile gedankenvoll.

„Einen Brief von Eberhard — an mich?" fragte Frau Gruber, während sich ihre Wangen rötheten.

„Nein diesmal nur Grüße und sonstige Dinge," antwortete er, ein zweites Kouvert aus der Tasche nehmend und es Frau Gruber überreichend.

Sie hielt es eine Weile still in der Hand und betrachtete wehmüthig die Aufschrift „Meiner lieben Mutter". Als sie dann den Wechsel herausnahm, den es enthielt, rieselten ein paar Thränen

über ihre Wangen. Sie wandte sich ab und trat an das Fenster. Der junge Mann war gleichfalls ernst geworden. Erst nach einer langen Weile erhob auch er sich, trat zu Frau Gruber und legte seine Hand sanft auf ihre Schulter.

„Eberhard hat dennoch das beste Theil erwählt, Frau Gruber," sagte er, „es geht ihm gut, und er darf wenigstens seinen Kopf stolz tragen. Das Opfer der Verhältnisse sind wir jetzt in unserem Lande mehr oder weniger Alle, es ist nur fraglich, ob sich Jeder so ehrenvoll herauszuziehen versteht, wie er. Das Loos Ihrer Familie war ein hartes, bitteres, aber es wird sich lichten, das ist gewiß."

Frau Grubers Thränen strömten jetzt rückhaltlos, und sie schüttelte in stummem Schmerz ihr Haupt.

„Was Ihnen damals eine Schmach schien, Frau Gruber," fuhr der Offizier fort, während er mit großen Schritten das Zimmer durchmaß, „ist heute beinahe eine Ehre. Eberhard wurde des Portepees beraubt und so zu sagen des Landes verwiesen, weil er zu stolz war, sich Unedlem zu fügen. Es kann das heute oder morgen an einen Jeden von uns herantreten."

„Aber heimathlos in der Fremde," löste es sich endlich von den Lippen der gequälten Frau, „das bittere Loos des Exils. O, ich weiß, was es ihn kostet."

„Eberhard ist in Kalifornien, es geht ihm gut, Frau Gruber, er bittet mich, Ihnen zu sagen, sich seinetwegen nicht zu sorgen. Er schreibt —" Herr v. Eberbach hielt hier einen Augenblick inne und fuhr mit der Hand über seine ernste Stirn — „er schreibt, für alle Fälle sei auch dort Raum für mich — wenn —"

„Das werden Sie Ihrer Mutter nicht zu Leide

thun, Werner", sagte jetzt Frau Gruber, während sie ihm näher trat und ihre Hand auf seinen Arm legte „o, nur das nicht. Sie haben keine Ahnung wie das Meer sich zwischen die Herzen drängt und sie immer weiter und weiter auseinanderzerrt."

„Und wenn es die Pflicht gebietet? Ich denke, meine Mutter wird gleichfalls Kraft finden zu allen Zeiten, der Ehre ihr Höchstes zu opfern. Das Leben hat mich ja ohnedies schon aus ihren Bahnen getrieben. Wir gehen auf schlüpfrigem Boden, die Parteien treten sich immer schroffer entgegen und das Recht liegt dennoch nicht auf der Seite des Regenten."

Trotzdem Herr v. Eberbach bei den letzten Worten seine Stimme gesenkt hatte, legte Frau Gruber doch scheu, zum Zeichen des Schweigens, ihren Finger auf den Mund.

„Die Ortlöpp zieht bei hellem Tage in das Palais des Kurfürsten", fuhr er rückhaltlos fort, „er hat sie in den Grafenstand erhoben, fürstliche Möbel von Wien verschrieben und der Stab wird gezwungen, ihr zu huldigen, als ob sie seine rechtmäßige Gemahlin wäre. Und während dessen sitzt die edle Kurfürstin verbannt im kleinen Schloß in der Bellevue und sucht in liebevollen Wohlthaten die Schmach und den Schmerz zu ersticken. Ich kann mich nicht mit dieser öffentlichen Ehebruchssünde versöhnen, ich kann es nicht."

„Sie sind zu jugendlich ungestüm, Herr von Eberbach", sagte die krankhaft geängstigte Frau seufzend, „wir können nicht Verhältnisse ändern, die außer unserem Bereiche liegen. Wir haben doch auch Ursache über Manches zufrieden zu sein. Denken Sie an die Verbesserungen, die der Kurfürst bei seinem

Regierungsantritte mit fast allen Behörden vorgenommen hat. Die Berufung des Ministeriums, die Regelung der Polizei und was weiß ich, was damals alles, ihn lobend, von Mund zu Munde flog. Und was sein Verhältniß zur Ortlöpp angeht", fügte sie hinzu, als sie sah, daß Eberbach zu allem was sie sagte den Kopf schüttelte und kein Wort erwiderte, „so dürfen wir auch darüber nicht so streng und einseitig urtheilen. Sie wissen, Philipp der Großmüthige hat diese Verhältnisse unter dem Namen Gewissensehe so zu sagen gerechtfertigt und unser Kurfürst liebt schon seit Jahren diese Frau mit einer Leidenschaft und Ausdauer, die fast eine Entschuldigung in sich trägt".

„Und das sagen Sie, Frau Gruber," fragte jetzt Werner mit tiefster Stimme während er die blasse Frau verständnißlos vom Kopf bis zur Sohle maß, — „Sie, die Sie damals lieber Armuth und Verbannung ertrugen, ehe Sie zugaben, daß Ihr Gemahl einem Usurpator diente? Die Sie Ihren Sohn, Ihre liebstes, über das Meer ließen, um auf seiner stolzen Stirne kein Brandmal der Feigheit sehen zu müssen, und Ihr schweres Schicksal wie eine Heldin auf sich nahmen?"

Aber während der junge Offizier seiner Ueberraschung so Ausdruck gab, bemerkten seine Augen das zu früh gealterte, verfallene Gesicht der einst so stolzen, schönen Frau, und ein Gefühl peinvollen Wehs glitt durch seine Seele.

Es war ihm plötzlich, als würde er in die Kindheit zurückversetzt, und seine Gedanken durcheilten, wie im Fluge, die Geschichte dieses Hauses.

Kaleidoskopisch, in seltsamen Bildern, ging das alles an ihm vorüber.

Das glänzende Haus des einstigen Ministers und seiner stolzen, schönen Gemahlin, rauschende Musik, glänzende Equipagen, geputzte Menschen, die es sich zur Ehre rechneten da verkehren zu dürfen — — und dann? Exil, Schande, Wahnsinn! Ein dunkler, kleiner Leichenzug bei wirbelndem Schnee, wo er selbst, ein halbwüchsiger Knabe, neben seinem Freunde auf dem Kirchhof kauerte und statt warmer Frühlingserde eine Hand voll Schnee auf den Sarg warf! — —

O Gott, was dann alles kam, das wirbelte grau in grau durcheinander. Wie viele Jahre kamen und gingen, er wußte es nicht, er erinnerte sich jetzt nur noch, daß ein schlanker, schöner Mensch, sein Freund Eberhard Gruber, sich in dunkler Nacht vom Herzen der Mutter riß — auf Nimmerwiederkehr. O du grenzenloses Leid!

War es ein Wunder, wenn Muth und Lebenskraft der starken Frau gebrochen wurden?

Er trat an sie heran und neigte seine Lippen auf ihre Hand.

„Verzeihen Sie, Frau Gruber," sagte er sanft, „daß ich barsch und unduldsam war, aber wenn man, wie ich, fast täglich im Hause der Frau Kurfürstin verkehrt, wenn man sieht, wie sie sich Mühe giebt, diese tiefste Schmach, die das Weib treffen kann, zu ertragen, sie, eine Tochter aus königlichem Hause, dann wird die Seele unbewußt von einem Groll gegen jene Fremde erfüllt, die das Alles verschuldet hat".

„Freilich, freilich, ich verstehe es ja auch, aber es nützt nichts, darüber zu sprechen. Und außerdem: Sie waren so lange nicht in unserem Hause, Werner, es ist so Vieles anders geworden. Es hat so manche neue Sorge gegeben, der ich mich oftmals nicht gewachsen fühlte. Herbert, — Sie wissen wohl kaum, daß

er von der Universität zurück ist, — hat sein Examen gut bestanden, er ist vorläufig Vikar beim Pfarrer Müller geworden."

„O Gott, wie die Zeit vergeht — also doch Theologie studirt? Ist es wirklich so lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, Frau Gruber?"

„Zuletzt als Herbert die Universität bezog — damals meinten Sie, Jura wäre mehr in seines Vaters Sinn."

„Aber Herbert, der im Leiden heranwuchs," ergänzte Werner, „wählte das Studium, in dem seine Seele Frieden zu finden glaubte. Er war so ein guter, sanfter Junge."

„Ja, das ist er noch", sagte Frau Gruber, während ein mattes Lächeln über ihr Gesicht ging. „Er trägt sich nur mit reinen, opferfreudigen Ideen, die aber hier nicht an der Zeit sind und vielleicht auch ihn noch über das Meer treiben."

„Und zogen Sie seinetwegen zurück nach Kassel? Wie mir Eberhard schrieb, haben Sie zuletzt in Köln gelebt." —

„Ja, theilweise", sagte Frau Gruber gedehnt, „aber besonders auch Ediths wegen. Sie erinnern sich wohl noch, Herr von Eberbach, daß sie schon als Kind eine so süße Stimme hatte; sie hat sich in Köln zur Musik ausgebildet und ist eine nicht unbedeutende Künstlerin geworden."

„Wie? Edith, unsere kleine, englische Nachtigall, wie wir sie ihres britischen Namens wegen nannten, die wäre Künstlerin geworden? Ist das möglich?"

„Und nun," fuhr die Dame fort, während sie verlegen mit der mageren Hand über die Falten ihres schwarzen Wollenkleides strich — „und nun hat man sie aufgefordert, die Gabriele im Nachtlager zu singen

— sie besteht darauf, in Kassel bleiben zu wollen. Edith läßt sich zu nichts Anderem überreden, lieber Werner," fuhr sie fort, als sie dessen erstaunt aussehendes Gesicht bemerkte, „sie ist, wie Eberhard, aufopfernd bis zur Selbstverläugnung, aber unbeugsam, wenn sie etwas will."

„Und hat sie wirklich die Absicht hier, wo ihr Bruder predigt, als Gabriele aufzutreten?"

„Herbert wohnt nicht bei uns, Herr v. Eberbach, und Edith wird vorläufig nicht unter ihrem Namen singen. Es kennt sie Niemand mehr hier in Kassel — und ich, wenn ich aufrichtig sein soll, ich fürchte, daß sie Fiasko machen wird, und daß dann die Herrlichkeit so wie so ein Ende hat. Sie hat das Alles gegen meinen Willen gethan, aber nun wäre mir doch eine Niederlage fast unerträglich. Es bliebe mir dann nichts übrig, als auch mit ihr in die Fremde zu ziehen."

Während Frau Gruber die letzten Worte sagte, füllten sich ihre Augen mit Thränen. Sie liebte ihr Kurhessen über alles, das Zugeständniß, auf fremden Boden leben zu wollen, mußte aus Kummer und Thränen gewachsen sein.

Während dessen sah Werner, der neben dem Fenster stand, über die Mauer des Hofes hinweg in den wirbelnden Schnee, der jetzt die Luft verdichtete. Er dachte an das schmächtige, stille Kind, an die Schwester seines Freundes Eberhard, wie sie mit ihrer Puppe in einem Winkel des Zimmers gekauert und mit leiser, süßer Stimme improvisirte Wiegenlieder gesungen.

Er suchte sich vorzustellen, wie sie möglicherweise geworden sein könne, aber er erinnerte sich nur an ein blasses nichtssagendes Gesicht und lange gelbliche

Zöpfe, die er immer so unschön wie möglich gefunden hatte.

„Und ist Frl. Edith nicht zu Hause?" fragte er dann, während er auf die Uhr sah und sich nach seinem Säbel umschaute.

„Ich glaube sie muß schon im Schlafzimmer sein," sagte Frau Gruber, nach der Thüre hin horchend, „sie war in der Probe. Ach, ich hätte gewünscht, daß dieser Kelch an mir vorübergegangen wäre!"

„Er wird an Dir vorübergehen, Mütterchen, sicher," rief jetzt eine tiefe, volle Mädchenstimme hinter der Thür hervor und gleich darauf trat eine schlanke, schöne Gestalt über die Schwelle und verbeugte sich befremdet vor dem hohen Artillerieoffizier, der sie so vertraulich vom Kopf bis zu Füßen maß.

„Das ist Werner v. Eberbach," sagte ihre Mutter erklärend, „der Freund Eberhards, er hat uns Grüße von ihm gebracht, Edith."

Das junge Mädchen sah einen Augenblick forschend, als suche sie nach alten bekannten Zügen, in sein Gesicht, und streckte ihm dann herzlich die Hand entgegen.

„Ich hätte Sie nicht wieder erkannt, Herr von Eberbach, aber ich freue mich, Sie zu sehen, Sie erinnern mich an Eberhard und an eine schnell entschwundene glückliche Kinderzeit."

„Ja an eine schnell entschwundene," wiederholte der Offizier, immer noch mit den Augen auf der für ihn fremdgewordenen Gestalt des Mädchens, „und wir finden uns wieder auf dem schlüpfrigen Boden der uns bewußt gewordenen Welt. Es ist Vieles über Ihr Haus gegangen, Frl. Edith."

„Ja Vieles. Es wäre gut gewesen, wenn es nur mich betroffen hätte, man wird dann anspruchsloser an das Leben; aber Eberhard" — —

„Das ist weise gesprochen für eine angehende Künstlerin, welcher die Lorbeeren des Ruhmes winken.“

„Hat Ihnen Mama verrathen?“ fragte sie, indem sich ein ernster Zug über ihr ausdrucksvolles Gesicht legte, und sie ihrer Mutter Hand nahm. „Ich trachte nicht nach den Lorbeeren, das weiß Mama, ich hatte auch nicht die Absicht die Bretter zu betreten, nun aber, da es sich so fügt — Spohr hat sich besonders meiner angenommen — will ich die Entscheidung dem Schicksal überlassen.“

„Ich kann Mama nicht darben lassen, Werner,“ setzte sie dann mit thränenfeuchten Augen hinzu, als dieselbe einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte. „Sie glauben nicht wie unsäglich sie gelitten, wie viel sie geopfert hat. Und dann — ich habe noch eine zweite Mission.“

„Eine zweite?“

„Mein Name soll hier Geheimniß bleiben,“ sagte sie hastig, seine Frage unberührt lassend „und da Mama Sie durch ihr Vertrauen zu den Unseren zählt, müssen Sie mir versprechen über alles zu schweigen, und wenn wir uns unter Menschen begegnen sollten, mich nicht zu kennen. Unsere Verhältnisse passen ja ohnehin nicht mehr zusammen. Sie verkehren am Hofe, werden sich demnächst mit der reichsten Erbin des Landes verloben — und ich —“

„So? Erzählen sich das schon die Spatzen auf den Dächern,“ unterbrach er sie mit gelangweilter Miene, „wie doch die Leute praktisch sind im Zusammenschmieden passender Partieen. Vorläufig, Frl. Edith, mein Wort darauf, ist es nur die hohe Frau selbst und der Geist ihres Hauses der mich anzieht, was aber die Zukunft bringen wird, das wissen wohl selbst die Götter kaum in diesen sonderbaren Zeiten.“

Ein schmerzlicher Zug ging bei diesen Worten über das Gesicht des Mädchens, sie trat vor das Bild ihres Bruders Eberhard, welches von Epheu umrankt an der Wand hing, und blickte lange darauf hin.

Werner betrachtete sie. Sie war zart, schlank und geschmeidig, ihr goldbraunes Haar, von unvergleichlicher Schönheit, lag leicht gekräuselt, gegen die Mode der Zeit, im Nacken, aber aus ihrem schmalen ernsten Gesicht hatten frühe Sorgen den Ausdruck harmloser Jugend verwischt.

Dann suchten auch seine Augen, über ihren Kopf hinweg, das Bild des Freundes.

Er wußte, wie jener sich um die Schwester sorgen würde, die einem Schicksale entgegenging, das wohl glänzende Momente brachte, aber auch Täuschung, Intrigue und Thränen. War sie dem Allen gewachsen?

Er trat an sie heran und fragte sanft, als wäre er der Bruder selbst, der zu ihr spräche:

„Muß es sein, Edith, daß Sie auf die Bühne gehen?"

Das Mädchen, welches offenbar mit den Gedanken weit ab gewesen, wandte sich langsam nach ihm um und sah mit ihren feuchten, grauen Augen ein paar Augenblicke in sein Gesicht.

„Ja, es muß sein, Werner. Es bleibt für mich so die einzige Möglichkeit, den Schurken zu beobachten und zu entlarven, der Eberhard ins Elend gestürzt hat. Dieser Gedanke ist nach und nach der Inhalt meines Lebens geworden."

„Sehen Sie, Werner," fuhr sie dann lebhafter fort, während sie ihre Augen voll auf sein Gesicht richtete, „wenn Eberhard auch schreibt, daß es ihm

gut gehe, er in der fremden Welt eine neue Heimath gefunden habe — ich weiß bestimmt, daß es nicht so ist."

„Ich vergesse den Ausdruck seines Gesichtes nicht, als er, nachdem er von allen Abschied genommen, noch einmal in mein Zimmer schlich, sich über mein Bett beugte und mir mit von Thränen erstickter Stimme sagte: „Edith, kleine englische Nachtigall, vergiß mich nicht" — und dann sah ich ihn aus der Thür wanken. Ich rührte mich nicht, und erst als die Hausthüre in ihre Angeln fiel, schlich ich aus meinem Bette an das Fenster. Ich lüftete den Vorhang — und sah wie er gegenüber an der Mauer lehnte und starr gegen die Fenster sah — als wolle er sich das alles einprägen, für eine Ewigkeit. O, ich werde das Bild nicht vergessen — nie! Ich weiß bestimmt, daß seine Seele darbt und er sich mit jedem Herzschlag nach der Heimath sehnt. Ich muß, Werner, ich muß denjenigen zu entlarven suchen, der seinen Namen entehrte — und dann — sein Schicksal mit ihm theilen."

Werner trat ihr näher, legte seine beiden Hände in die ihren und während er ihr warm in die jetzt in Thränen schwimmenden Augen sah, sagte er:

„Und wenn Sie dazu eines Freundes bedürfen, Edith, wollen Sie auf mich zählen?"

„Ja, ich will" sagte sie zuversichtlich, „aber nur dann, wenn es nöthig ist, im Uebrigen müssen unsere Wege auseinander gehen."

Als dann die Mutter wieder in das Zimmer trat, schnallte Werner seinen Säbel um die Hüften und empfahl sich.

Sein Schritt war langsam und bedächtig, als er zurück durch die Königstraße ging. Er hatte

die Gegenwart und seine Umgebung vergessen und seine Gedanken waren abwechselnd bei seinem Freunde Eberhard, jenseits des Ozeans — und dem blassen Mädchen, dessen Schicksal ihm so verhängnißvoll schien.

* *
*

In den etwas engen Zimmern der Generalin von Werder drängte sich eine zahlreiche Gesellschaft. Die glänzenden Uniformen der silberbetreßten Husaren und die der anderen Offiziere wetteiferten an Pracht mit den hellen Roben und falschen und echten Juwelen der Damen.

Der etwas niedere Kronleuchter, es war in einem alten Hause am Schloßplatze, warf rücksichtslos sein Licht auch über vergilbte Gesichter und dürftige Gestalten, und gab Veranlassung zu allerlei lieblosen Bemerkungen, mit denen sich eine Gruppe junger Männer im Vorderzimmer amüsirte.

„So sehr ich mich auch bemühe," sagte, die Anderen unterbrechend, ein junger, angehender Diplomat, der sich seit kurzer Zeit, wie man vermuthete wegen preußischer Zollangelegenheiten, in Kassel aufhielt, „kann ich der jungen Dame keinen besonderen Geschmack abgewinnen. Hat sie vielleicht sonstige Reize, die ihren etwas unentwickelten Zügen einen ausdrucksvollen Lüster verleihen?"

„Aber wo haben Sie denn um Himmelswillen Ihre Augen, Herr v. Röder", warf beinahe beleidigt ein dünner Gardeoffizier ein, während er sein Monokel ins Auge preßte, und rücksichtslos die Dame musterte. „Sehen Sie doch dieses fein geschnittene Profil, das ist ja ganz kolossal — könnte fast den Verstand da-

rüber verlieren. Sogar Königl. Hoheit haben geruht, das zu bemerken. Günther, ist die kleine Rosen nicht geradezu zum Verlieben?"

„Wem sie gefällt, warum nicht", war die leidenschaftslose Antwort eines etwas blasirten Herren, der mit seinen Kenneraugen einen reiferen Gegenstand im Auge hatte.

„Und hat Frl. v. Rosen wirklich so viele Bewerber, ihrer persönlichen Reize wegen?" fragte der Diplomat einen älteren Herrn, dessen Urtheil seinem eigenen Geschmack mehr zu entsprechen schien.

„Sie ist aus Gott weiß welchen Gründen eine Protegée der Gräfin Reichenbach, ihr Vater war Oesterreicher, aus einer Familie, die einmal eine große Rolle spielte und noch heute Einfluß bei Hofe haben soll." — Doch, als habe er schon zu viel gesagt, unterbrach er sich selbst und setzte in leisem Tone hinzu: „Einerlei, sie ist immerhin ein hübsches Mädchen und bei den Vortheilen, welche sich an ihre Hand knüpfen sollen, dürfte Mancher gewillt sein, nach derselben zu greifen."

Baron Röder sah ihn fragend an, aber da hier sich Jeder allegorisch geberdete und keiner frei mit der Sprache herausging, ließ er die Bemerkung unbeachtet und trat in die Thüre des Nebenzimmers.

Frau von Werder, die Dame des Hauses, thronte neben dem Kamin, welches der Vorgänger in ihrer Wohnung, ein französischer Beamter bei Jérome, zurückgelassen hatte. Um sie herum gruppirte sich ein Kranz schöner Damen, unter ihnen Frl. v. Pichler, das Hoffräulein der Kurfürstin. Auf niederem Tabouret, das Profil ihr zugeneigt, kauerte, den Ellbogen auf das Knie gestützt, Adele v. Rosen.

„Ist das nicht die Hofdame der Kurfürstin, um welche Lieutenant v. Eberbach wirbt?" fragte Röder einen jungen Referendar, der an ihn herangetreten war und sich ihm bescheiden vorgestellt hatte.

„Ja, man spricht davon. Die Kurfürstin, so heißt es, wünsche die Partie. Das Fräulein ist sehr reich, aber der Kurfürst, — so sagt man, Herr Baron, habe andere Pläne mit ihr — und würde voraussichtlich den Konsens verweigern."

„Den Konsens verweigern? Geht das ohne wesentliche Gründe?"

Der junge Mann lächelte, setzte aber dann mit gedämpfter Stimme hinzu: „Die Gräfin Reichenbach scheint es nicht zu wünschen."

Baron Röder schüttelte den Kopf und wehrte mit der Hand. Das schien ihm, da er in den Hofintriguen noch nicht eingeweiht war, doch eine banale Klatscherei.

„Herr Baron," unterbrach die Generalin seine Gedanken, indem sie ihm mit ihrem großen rothen Atlasfächer winkte, „kommen Sie hierher und stehen Sie uns Rede und Antwort, ich bitte Sie!"

Der Baron trat näher, verneigte sich und ließ sich auf dem Tabouret nieder, welches neben dem von Frl. v. Rosen stand.

„Man beschuldigt Sie nämlich," fuhr die Generalin liebenswürdig fort, „auf dem letzten Maskenballe einen blauseidenen Domino verfolgt zu haben, der schon allein durch Gang und Bewegung alle Männer bezaubert habe."

„Ich einen blauseidenen Domino?" wiederholte der Baron die Frage, während er seine Hand an die Stirne legte, als müsse er sich besinnen — „das wäre möglich, gnädige Frau, aber es war mir alles so fremd, so neu, in der That —"

„Derselbe, der, als man Ihnen „Prosit“ zurief, neben Ihnen an dem Marmortische saß“, kam Mad. Duplessis, eine glutäugige Französin, seinem Gedächtnisse zu Hilfe, „und mit Ihnen Eis schlürfte.“

„Ach ja, freilich, ich erinnere, gnädige Frau, — eine schlanke, hohe Gestalt, mit weichen, vornehmen Formen —“

„Und Sie wissen nicht, wer die Dame war?“

„Wer sollte es mir gesagt haben? Und zum errathen bin ich zu fremd in der hiesigen Gesellschaft.“

„Fanden Sie auch ihre Stimme so unwiderstehlich und ihr Haar wie gediegenes Gold?“ inquirirte die Generalin weiter.

„Ich muß gestehen, Frau Generalin, ich habe an dem Abende so viele elegante und reizende Masken gesehen, — daß ich —“

„Daß Sie nicht verrathen mögen, welche Ihnen am besten gefallen hat. Dann muß Lieutenant von Eberbach her,“ fuhr sie fort, „der soll nicht von ihrer Seite gewichen sein. Sie brauchen nicht zu erbleichen, liebes Kind,“ wandte sie sich dann rücksichtslos an Frl. v. Pichler, „der bewußte Domino muß eine verheirathete Frau sein, so behauptet wenigstens mein Mann, denn kurz nach Mitternacht sei ein schwarzer Domino etwas barsch an sie herangetreten und habe sie aus dem Saal heraus und die Treppe hinunter geführt.“

„Und der Herr General hat nicht gesehen, wohin sie verschwanden?“

„Wie sollte er? Er war nicht maskirt und konnte doch in seiner Uniform keine zwei Masken verfolgen, die möglicherweise nicht einmal zur Gesellschaft zählten.“

„Der Domino, von welchem Herr von Eberbach sprach, hatte schwarze Haare, Frau Generalin,“ sagte Frl. v. Pichler nach ein paar Augenblicken schüchtern.

„Schwarze? das ist nicht möglich, denn mein Mann sprach von Goldlocken, wie er nie gleiche gesehen habe. Und Sie, Herr Baron," wandte sie sich wieder an diesen, „wissen Sie nicht, ob Ihr Domino blond oder brünett war?"

„Blond, gnädige Frau, wenn ich recht erinnere, aber aschblond, mit zarten, weißen Händen von seltener Schönheit."

Die Generalin schüttelte den Kopf und war unwissender als vorher.

Baron Röder wandte sich jetzt an seine junge Nachbarin.

„Und Sie, gnädiges Fräulein, haben auch Sie den blauen Domino bemerkt?"

„Nicht den Ihren, Herr Baron, ein blauer Domino wandte sich allerdings einmal an mich, schrieb meinen Vornamen in die Hand und warnte mich vor meinen Verehrern, aber er war alt und gebückt und aus dem Kapuchon fielen silberweiße Haare über die Atlasmaske."

Jetzt begannen Alle zu lachen, andere Herren und Damen traten hinzu und die Generalin arbeitete so gewaltig mit ihrem rothen Fächer, als habe der blaue Domino ihr Fiebergluth ins Gesicht gejagt.

Die Umstehenden flüsterten sich hin und wieder Bemerkungen zu, aber man war zerstreut geworden und fand nicht so bald die frohe Stimmung wieder.

„Könnte nicht der Domino dennoch ein Spion der kurprinzlichen Partei gewesen sein?" fragte ein junger Mann von der Polizei, der Karrière zu machen wünschte, Herrn v. Eberbach. Er hatte eben eine Whistpartie beendet und nur die letzte Bemerkung Frl. v. Rosens mitangehört.

„Spion oder nicht, bleibt sich gleich", sagte Eberbach gähnend, „wenn man ein gutes Gewissen hat und nicht zur Polizei gehört. Der Domino, dem ich folgte, muß ein entzückendes Weib sein. Ihre Stimme war biegsam und ihre Antworten schlagend."

„Wenn Sie ein so großer Kenner weiblicher Schönheit sind," fragte Hauptmann Bartel, ein ältlicher Junggeselle, „so ist Ihnen auch schon gewiß eine Dame in Schwarz aufgefallen. Sie könnte möglicherweise zum Theater gehören, denn ich sah sie einmal hineingehen."

„In Schwarz? Nicht daß ich wüßte!"

„Stellen Sie sich nicht gar so unschuldig, Herr v. Eberbach, ich bitte," rief die Generalin, die bis dahin nur — über die Damen hinweg, die vor ihr saßen, — nach allen Seiten gehorcht hatte, „Frl. v. Pichler ist nicht eifersüchtig, sie schätzt höchstens Ihren Geschmack und Ihre künstlerische Begabung, aber man hat Sie in der That eines Tages beobachtet, als Sie einer schwarzen Dame über den Friedrichsplatz und durch das Auethor folgten."

„Dann weiß man allerdings mehr, als ich selbst, gnädige Frau", sagte er nicht ohne einen Anflug von Ironie, hinter welche er seinen Aerger über ein solches Spioniersystem verbarg, „ich habe bis jetzt nicht gewußt, daß ich eine so wichtige Person sei, die man sich die Mühe giebt, auf den harmlosesten Wegen zu beobachten, aber ich versichere Sie noch einmal, daß ich mich keiner solchen Dame erinnere."

Er reichte dann Frl. v. Pichler seinen Arm, um sie in das anstoßende Zimmer zu führen, wo eben eine junge Frau eine Beethoven'sche Sonate vortrug.

Röder folgte seinem Beispiele und reichte den seinen Adele v. Rosen.

„Und haben Sie auch schon die schöne Dame in Schwarz bemerkt, Fräulein Rosen", fragte Röder leise, um nicht die Musikliebhaber zu stören, die dem kunstvollen Spiele lauschten.

„Nein, aber gehört von ihr genug. Vorgestern Abend bei der Redoute im kurfürstlichen Palais sprach man fast nur von ihr und dem blauen Domino. Der Kurfürst soll wieder einmal einen Drohbrief erhalten haben — und da wittert man eben überall Verrath."

Ein Fächer berührte bei den letzten Worten ihren Arm, und als sie sich umschaute, begegneten ihre Augen einem strafenden Blicke der Generalin. Sollte sie auch bei Herrn v. Röder vorsichtig sein? Er gehörte doch sozusagen zum Hofe und war in Kassel im Auftrage des Königs v. Preußen?

Sie hob den Kopf und blickte in sein Gesicht. Er war ein schöner Mann mit braunem Vollbart, aber sah in diesem Augenblicke so abwesend und ernst aus, als wären seine Gedanken wo anders.

Er blieb neben dem Stuhle stehen, auf welchem sie sich niederließ und schien in die weichen Töne des Adagios der Sonate pathétique vertieft, welche die Dame mit Ausdruck vorzutragen verstand. Ihnen gegenüber stand Werner v. Eberbach mit Frl. v. Pichler.

Man hatte dem Baron, der noch fremd in diesen Kreisen war, erzählt, die jungen Leute würden sich demnächst verloben, er bemerkte indessen gar nichts davon, weder in ihrem Betragen — noch in dem Ausdrucke ihrer Gesichter.

„Ist nicht Frl. v. Pichler eine Waise?" fragte er, als die Musik beendet war, seine Nachbarin.

„Ja. Man sagt, die Frau Kurfürstin habe ihrem sterbenden Vater versprochen, für sie zu sorgen. Aber

gleich nach dessen Tode fiel ihr eine unerwartet große Erbschaft zu."

„Die engeren Kreise der hohen Frau sollen geistreich und anregend sein?"

„Ich weiß es nicht," sagte das Fräulein abweisend.

Baron Röder wußte jetzt, daß seine junge Nachbarin zu den Kreisen der Gräfin Reichenbach zähle. Man hatte ihm in Berlin dahin Instruktionen gegeben und ihm gesagt, daß Kassel sozusagen zwei Höfe habe — und daß er diplomatisch zu verfahren habe, um an beiden zu verkehren. Hier hatte er nun schon auf dem schlüpfrigen Boden einen faux pas gemacht und, um sich das in der That anziehende Mädchen nicht gleich zur Feindin zu machen, sagte er, nachdem er ein paar Phrasen über Beethoven mit ihr gewechselt, „wann glauben, gnädiges Fräulein, daß man am gelegensten der Frau Gräfin Reichenbach seine Aufwartung machen könne, ich wurde vor ein paar Tagen nicht angenommen."

„Die Frau Gräfin empfangen von 2—3 Uhr," sagte sie mit reizendem Lächeln.

Es ist unglaublich, dachte der Baron, während er seine Blicke über die harmlosen Gesichter der Herren- und Damenwelt im Kreise herumgehen ließ, daß auch Niemand den geringsten Anstand an diesem öffentlichen Ehebruche des Kurfürsten nimmt oder nur Mitleid mit der hohen Frau zu haben scheint, die so tiefdarunter leidet.

Seine Augen blieben, nun da sich alles zum Aufbruch rüstete, wie schon öfters am Abende, an Werner v. Eberbach haften. Er schien sich in diesem Kreise nicht wohl zu fühlen und zwischen seinen breiten Augenlidern lag ein Zug ernster Ehrlichkeit, der ihm wohlthat und ihn anzog. Unten in der

Straße — es war eine dunkle regnerische Nacht — schloß er sich ihm an.

„Sie sind noch nicht lange hier, Herr Baron", fragte Eberbach, nachdem sie ohne ein Wort gewechselt zu haben, auf dem Friedrichsplatze angekommen waren, und seinen Mantelkragen in die Höhe ziehend, „wie gefällt es Ihnen in Kassel?"

„Darf ich ehrlich sein, Herr v. Eberbach?"

„So ehrlich, wie Sie wollen, nur nicht verlangen, daß ich hier, unter Gottes freiem Himmel, unsere Verhältnisse gut heiße."

„Dann ist es recht, dann verstehen wir uns schon," sagte Röder, „denn das verlange ich nicht. Ich möchte mir nur ein ganz klein wenig von Ihnen den Weg zeigen lassen in den engen Winkeln der hiesigen Gesellschaft. Was ist z. B. die Generalin Werder für eine Dame?"

Eberbach sah ein wenig zur Seite und begegnete in dem Gesichte Röders zwei ehrlichen Augen, die fragend auf den seinen ruhten.

„Eine Frau," sagte er dann leise, „deren Haus ich nicht betreten würde, wenn der General nicht Chef des Stabes wäre."

„Ist sie Kasselanerin?"

„Ich glaube kaum, sie soll die Tochter eines Kastellans von irgend einem der hessischen Schlösser sein; wäre es nicht unter Jéromes Regierung gewesen, der General hätte wohl nie den Konsens zu dieser Heirath erhalten. Seinen Sohn erster Ehe wenigstens, der damals mit mir in der Kadettenschule war, hat sie in österreichische Dienste getrieben."

„Sie scheint nicht ohne Geist zu sein?"

„Sie ist eine Intriguantin", polterte Eberbach heftig heraus, „die schon viel Unheil angerichtet hat,

diese Leute nenne ich nie geistreich, sie sind nur Handlanger im Dienste Anderer. So wette ich, daß sie heute nur Frl. v. Pichler eingeladen hat, um mich mit ihr zu beobachten und höhern Orts zu berichten. Dieses Spioniren und Intriguiren gegen das arme Mädchen könnte mich schon allein bewegen, ihr meine Hand anzubieten."

Baron Röder blieb einen Augenblick stehen, sie waren in der Bellevue angekommen, und er sah über die kahlen, einsamen Wipfel der Bäume hinweg.

„Bei Gott, das ist ein schlüpfriger Boden", sagte er, tief Athem holend, „namentlich für mich, Herr v. Eberbach. Es handelt sich nämlich wegen der Zollfrage um eine Verständigung zwischen Preußen und Kurhessen, aber ich finde auch nicht das geringste Entgegenkommen. Die Winke, die man mir gab, hatten wohl doch ihre Berechtigung, ich meine in Bezug des kurfürstlich Reichenbachschen Hofes, der mit Oesterreich um die Erhebung der Gräfin in den Fürstenstand liebäugeln soll."

„Das wäre ein großes Unglück für unser Land," sagte Eberbach. „Die Zollvereinigung mit Preußen ist für den geschäftlichen Aufschwung wesentlich. Aber, was wollen Sie, alles was von dieser Frau ausgeht kann keine guten Früchte tragen."

„Sie muß aber doch wohl, neben ihrer Schönheit — ich setze voraus, daß sie schön ist — noch andere fesselnde Eigenschaften haben."

„Was hatten diese Art von Frauen, die uns die Geschichte verzeichnet hat, für andere Eigenschaften? Nur die Koketterie, sich den Männern, indem sie ihren Schwächen schmeichelten, unentbehrlich zu machen. Der Kurfürst liebt sie, das ist vielleicht das einzig Versöhnende dieses Verhältnisses."

„Wenn überhaupt etwas Versöhnendes in so offenbarer Pflichtverletzung liegen kann," ergänzte Röder. „Jeder Einzelne muß im Staate das Recht vertreten — und ich, Herr Lieutenant, werde wenigstens morgen der Frau Kurfürstin zuerst meine Aufwartung machen, um ihr meine Verehrung in jeder nur möglichen Weise an den Tag zu legen."

„Und die Gräfin Reichenbach?" fragte Eberbach besorgt.

„Ich bin Diplomat und stehe im Dienste meines Königs, ich habe den Auftrag höflich auch gegen Unvermeidliches in Kurhessen zu sein, um möglicher Weise unserem Ziele näher zu kommen — aber nur höflich, Herr v. Eberbach, sonst nichts."

Sie waren an Eberbach's Wohnung angekommen, und während dieser Röder seine Hand entgegenstreckte, sagte er gedankenvoll:

„Das Alles geht für kurze Zeit und für einen Diplomaten, Herr von Röder, aber —"

„Aber", unterbrach ihn dieser taktvoll, um ihn nicht, angeregt, wie er war, zu Geständnissen kommen zu lassen, die er später bereuen möchte, „aber es bildet auch für diesen die Schattenseite seiner Mission".

„Gute Nacht, Herr von Eberbach, ich werde mir in den nächsten Tagen erlauben, Sie aufzusuchen".

* *
*

In dem Palais am Friedrichsplatze, neben dem seinigen, hatte der Kurfürst seiner langjährigen Favoritin, der nunmehrigen Gräfin Reichenbach, eine Flucht von Gemächern zur Verfügung gestellt, die mit fürstlicher Pracht und mit künstlerischem Geschmacke ausgestattet waren. Die Gräfin trat in denselben

mit einem selbstgefälligen Uebermuthe auf, der sich wohl auf die sieben Jahre der Unterdrückung zurückführen ließ, in denen sie sich heimlich in Kassel aufhalten mußte.

Jetzt empfing sie dagegen wie eine souveräne Herrscherin, und man wußte, bei ihrem sich immer gleich bleibendem Einflusse, den sie auf den Kurfürsten auszuüben verstand, daß von ihrem Wollen oder Nichtwollen oft die Existenz und das Glück der besten hessischen Familien abhing. Sie liebte, das auch merken zu lassen und legte bei ihren sonst wenig geistigen Interessen eine doppelte Empfänglichkeit für Huldigungen an den Tag. Am meisten haßte sie die Kurfürstin, deren überlegene Bildung, edles Wohlwollen und immer zur Hilfe bereites Herz derselben unzählige Anhänger und die Verehrung aller besser Denkenden erworben hatten. Die Gräfin konnte sich das nicht verhehlen, so sehr man es auch vermied, darauf Bezügliches in ihrer Gegenwart zu berühren. Aber da seit einiger Zeit ihr jüngerer Bruder Ferdinand Ortlöpp in die kurfürstlichen Forsten eingestellt war, so erfuhr sie ohne sich bloszustellen alles, was von dieser Seite her für sie von Interesse sein konnte.

Sie machte Pläne, einflußreiche Personen von der Kurfürstin abzuziehen und Damen, die an deren Cercle Theil nahmen, durch besondere Liebenswürdigkeiten oder vortheilhafte Heirathen in ihre eigenen Kreise zu bringen.

Sie hatte eben ihre Toilette beendet und trat in ihr, mit gelbem Brokat ausmöblirtes Kabinet. Es war die Stunde, in welcher sie, während der Kurfürst Ministerrath hielt, vertrautere Besuche zu empfangen pflegte. Ihre hohe, imposante Gestalt vervielfältigte sich in den großen Spiegeln, welche die Wände ausfüllten und gaben sie in ihrer ganzen Schönheit wieder.

Einen Augenblick nur gönnte sie sich einen prüfenden Blick, ordnete mit ihren schlanken Fingern die dunkeln Löckchen, die auf der Stirne lagen, legte ihr mit Perlen gesticktes Sammtband am Halse zurecht und gab der Schleppe ihrer seidenen Robe einen leichteren Fall.

Ich bin neugierig auf diesen Baron Röder, sagte sie zu sich selbst, während sie auf die silberne Glocke drückte, die neben ihr stand. Er wird zweifellos seinen Besuch heute wiederholen und es gilt, ihn durch besondere Liebenswürdigkeit und geselliges Amüsement an meine Kreise zu fesseln. Ich muß mir einflußreiche Personen verpflichten, fuhr sie fort, während sie inmitten des Zimmers stehen blieb und mit leerem Blick auf das kunstvolle Getäfel des Bodens starrte, meine Macht hat, außer im Herzen des Kurfürsten, noch keine Wurzeln, ich werde sie zu verzweigen suchen, so weit es geht.

„Frau Gräfin befehlen?"

Sie sah sich fast erschrocken um, denn sie hatte es schon vergessen, daß sie ihrem Lakaien geschellt, der jetzt, in seiner blauen Livrée mit Silbertressen, in gebückter Stellung die Portiére auseinander hielt.

„Sind Besuche im Salon?" fragte sie kurz, während sie ihre weißen, mit blauer Seide und Silber gestickten Handschuhe über ihre Hände zog.

„Die Frau Generalin Werder, zu Befehl, Frau Gräfin."

„So lasse ich sie hier in mein Kabinet bitten," sagte sie, ihren rechten Handschuh wieder abziehend und auf den Tisch werfend. „Neue Besuche sind zu melden, Beiger."

„Ach, meine liebe, treue Werder, das ist recht," begrüßte die hessische Pompadour die Generalin, als

diese eintrat, und sie sich, ehe sie einen Schritt vorwärts ging, beinahe bis zum Boden verneigte.

„Das ist recht, setzen Sie sich ein wenig zu mir, Liebe, und plaudern Sie mir etwas vor. Sie glauben nicht, wie sehr ich mich für alle die lieben Menschen interessire, die am Hofe meines verehrten Kurfürsten aus- und eingehen. Man möchte sie gerne Alle glücklich wissen.“

„Wen Frau Gräfin mit ihrer Huld beehren, wie sollte der nicht glücklich sein?“ sagte die Generalin mit einschmeichelnder Geberde, während sie sich, nachdem sich die Gräfin auf den Divan gesetzt, in dem Fauteuil niederließ, den dieselbe ihr angewiesen hatte.

„Wissen Sie, daß morgen eine neue Sängerin debütiren wird, liebe Werder?“ fragte die Gräfin, um sich nicht gleich mit verdächtigeren Dingen, die ihr auf der Zunge brannten, vor der Generalin eine Blöße zu geben.

„Eine neue Sängerin?“ gab die Werder überrascht zurück, obgleich sie es seit gestern gleichfalls wußte, aber sie schmeichelte der Gräfin so sehr bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein, daß sie alles, was diese sagte, als neu hinnahm und sich darüber erstaunte.

„Sie wird die Gabriele im Nachtlager singen, ihr erstes Debüt — also jedenfalls eine jugendliche, frische Stimme. Es ist auch gut so, denn die Heinefetter wird bequem und stellt zu viele Bedingungen. A propos, hatten Sie gestern Ihren Empfangsabend?“

„Ja, und zwar einen recht animirten, Frau Gräfin. Ich hatte, ich gestehe es, aus purer Neugierde Frl. v. Pichler eingeladen. — —“

Sie hielt einen Augenblick inne und sah in der Gräfin Gesicht. Ihre höfliche Lüge wurde freundlich

aufgenommen, denn die schöne Frau verrieth mit keiner Miene, daß sie es gewesen, welche die Generalin ersucht hatte, Frl. v. Pichler mit Lieutenant von Eberbach einzuladen, um zu beobachten, wie weit das Gerücht über der Beiden demnächstige Verlobung auf Wahrheit beruhe.

„War auch ihr Verehrer Eberbach da?“ fragte sie, ihr spitzendurchwobenes Taschentuch einen Augenblick vor den Mund haltend, als müsse sie gähnen.

„Freilich, er fehlt fast nie. Sie wissen vielleicht nicht, Frau Gräfin, daß er augenblicklich mit meinem Manne arbeitet. Uebrigens scheint mir die Liebe von seiner Seite mäßig.“

„Und sie, Frl. v. Pichler?“ fragte die Reichenbach.

„Ist verliebt bis über die Ohren. Que voulez-vous — sie ist nicht schön, nicht geistreich, enfin — ohne Rasse, wie der General zu sagen pflegt.“

„Aber tugendhaft, wie Alle, die in den gelehrten Kreisen der Kurfürstin verkehren“, bemerkte die Gräfin mit einem Anfluge von Bosheit.

„Wissen Sie, daß mir der schöne Eberbach eigentlich zu gut für sie ist, liebe Werder? Der paßte tausendmal besser zu unserer kleinen Adele, dem neckischen Kobold, was meinen Sie?“

„Freilich, freilich, aber das Geld der Pichler, das sollte eigentlich den Eberbachs wieder zur alten Herrlichkeit verhelfen.“

„Auch Adele ist nicht ohne Vermögen — und ich — ich bin entschieden gegen diese Partie, Frau Generalin.“

„Ich werde die Pichler nicht wieder einladen, und unsere kleine Adele etwas anfeuern, Frau Gräfin wissen ja, daß ich eigentlich ihre Beschützerin bin, seitdem ihre Mutter so nervenleidend ist, pauvre petite!“

„Und der neue Baron Röder?“ fragte die Gräfin, während sich ihre großen, kalten Augen in das Gesicht der Generalin gruben.

„Ein schöner Mann, Diplomat à la carte, ein echter Preuße, mit allen Vortheilen und Nachtheilen seines Landes.“

„War er schon bei der Kurfürstin?“

„Nein, aber sie ist eine preußische Prinzessin und das genügt, um ihr höflich begegnen zu müssen. Dabei wird es aber bleiben,“ setzte sie gewandt hinzu, als sie bemerkte, wie über das Gesicht der Gräfin ein Schatten zog. Er ist jung und ein Verehrer schöner Frauen, davon bin ich überzeugt. Was könnte ihn im Bellevueschloß fesseln?“

„Haben Sie das Gespräch auf den blauen Domino gebracht, liebe Werder?“

„Das können sich Frau Gräfin denken, aber leider nichts herausgebracht, als daß der blaue Domino einen Doppelgänger gehabt haben muß, denn der Eine behauptete, die Schöne habe goldblonde, der Andere sie habe schwarze Locken.“

„So wird die Sache bis zum nächsten Maskenballe zu Fastnacht auf sich beruhen müssen“, sagte die Gräfin gleichgültig, während ihre Gedanken ganz wo anders zu weilen schienen, denn sie hatte ihren Elfenbeinfächer zur Hand genommen und klappte ihn erregt auf und nieder.

„Wissen Sie gewiß, daß Lieutenant v. Eberbach noch nicht definitiv mit der Pichler verlobt ist, liebe Generalin?“ fragte sie nach einer Weile gedehnt, während sie sich erhob und der Dame, wie eine legitime Fürstin, das Zeichen zum Aufbruche gab.

„Ja, gewiß, Frau Gräfin“, antwortete diese, indem sie sich gleichfalls erhob, „denn ich bin überzeugt, daß er

noch im Zweifel ist, ob er es überhaupt thun soll. Aber noch Eines weiß ich, was vielleicht Frau Gräfin interessiren dürfte."

„Nun?"

„Daß der junge Geistliche, der am letzten Sonntage in der großen Kirche predigte und alle Zuhörer hinriß, ein Sohn des ehemaligen Kriegsministers Gruber ist, — der damals erschossen werden sollte und in Folge plötzlich eingetretenen Wahnsinns begnadigt werden mußte!"

„Gruber? Gruber?" wiederholte die Gräfin nachdenkend, während sie den kalten Elfenbeinstiel ihres Fächers an den rothen Mund legte.

„Der Name ist mir nicht unbekannt, aber ich weiß in der That nicht, womit ich ihn in Verbindung bringen könnte."

„Frau v. Gruber," erklärte die Generalin gehässig, „war in Jéromes Zeiten eine jener tugendhaften, scheinheiligen Frauen, die es nicht ertragen konnte, wenn ihr eine andere Dame bevorzugt wurde, eine Frau, die unter allen Verhältnissen eine Rolle spielen wollte und da sie es nicht öffentlich durch ihre Schönheit vermochte — sie hatte einen Othello von einem Manne — so versuchte sie es in der Politik."

„War das nicht die Dame," fragte die Gräfin, die der Generalin nur mit halbem Ohre zugehört hatte, „die König Jérome mit seinen Anträgen verfolgte und die dann in dunkler Nacht, als Postillon verkleidet, zu ihrem Manne nach Prag floh, der dort der hessischen Krone treu, im Dienste des vorigen Kurfürsten geblieben war?"

„Ja, so sagte man damals, Frau Gräfin, aber später stellte sich ja heraus, daß Gruber nur seinem Gebieter gefolgt war, um der Sache des Königs zu

dienen und daß seine Frau in dieser edlen Rolle die Vermittlerin spielte. Man hat die Sache sehr im Geheimen sich abspielen lassen, das Nähere ist kaum ins Publikum gedrungen."

„Diese Dinge liegen mir zu fern, liebe Werder," sagte die Gräfin, „mich interessirt es nur, daß dieser junge Geistliche ein Sohn des interessanten Paares ist, das damals so geräuschlos aus der Aristokratie Kurhessens verschwand — sonderbar. Ich werde den jungen Mann nicht aus den Augen verlieren. Und was ist aus der Mutter geworden, ist sie todt?"

„Ich vermuthe es, man hat wenigstens nie mehr etwas von ihr gehört. —"

Als die Generalin sich verabschiedet hatte, ging die Gräfin mit hastigen Schritten im Zimmer hin und her. Sie wußte jetzt, daß der Kurfürst ihr damals, als sie noch im ersten Liebesrausch gewesen, von dieser Frau gesprochen — und zwar mit Achtung. Doch wozu alte Geschichten herauf beschwören? Sie war ja todt und der junge Geistliche, der so ernst auf der Kanzel stand und mit so wunderbarer Stimme der athemlosen Menge die Liebe des Erlösers deutete, was konnte er ihr schaden?

Es bedurfte ja in ihrer Stellung nur eines Winkes und er predigte wie sie es wünschte, in ihrem Sinne. Kannte sie nicht die Welt genau und wußte, daß sie heute Hosianna ruft und morgen Kreuziget ihn.

„Herr Baron Röder!" meldete der diensthabende Lackai.

Sie trat einen Augenblick vor den Spiegel und musterte ihre Gestalt und ihr schönes regelmäßiges Gesicht.

Es ist einerlei, sagte sie zu sich selbst, während sie durch die anstoßende Bibliothek in den Salon ging, wir Frauen herrschen nur durch zwei Dinge, durch Schönheit und Geist, selbst wenn letzterer nur fingirt wäre. Hat es die Kurfürstin mit aller ihrer Tugend und ihrem Wissen vermocht, ihren Mann nur ein einziges Jahr zu fesseln? Bah — die Tugend hat noch niemals eine Leidenschaft eingeflößt! —

Indessen stand Baron Röder im Frack und weißen Handschuhen auf dem spiegelglatten Parquet des rothen Saales.

Es blieb ihm Muße genug, dessen Pracht mit der einfachen Einrichtung im Bellevueschloß der Kurfürstin, bei welcher er gestern seine Aufwartung gemacht, zu vergleichen. In der That, er war begierig die Frau zu sehen und zu sprechen, die seit einer Reihe von Jahren den Kurfürsten von Hessen ausschließlich beherrschte. Er kam vom preußischen Hofe, er war im Schooße einer edlen Familie, in strengen Grundsätzen aufgewachsen; es wollte sich schon etwas wie Mißachtung gegen sich selbst in ihm regen, als die schwere mit Goldfranzen verzierte Portière auseinander ging und die Favoritin ihm gegenüber stand.

„Frau Gräfin erlauben? — —“

„Freut mich sehr, Herr Baron,“ sagte sie verbindlicher als es sonst ihre Art war, während sie graziös auf einen Sessel wies, der demjenigen gegenüber stand, auf welchem sie selbst Platz nahm.

„Ich bedauerte, Sie neulich nicht empfangen zu können, Herr Baron“, fuhr sie dann liebenswürdig fort, „denn ich gestehe, — Sie wissen man ist nicht immer gleich interessirt — ich war neugierig, Sie kennen zu lernen.“

Der Baron verbeugte sich, aber sagte kein Wort. Er hatte seine Augen, nur so flüchtig als es der Anstand erlaubte, über Gesicht und Gestalt der Dame gleiten lassen und mußte sich eingestehen, daß sie ein schönes Weib sei.

„In meinen vertraulichen Montagcercles", fuhr sie fort, „wozu Sie hiermit eingeladen sind, Herr Baron, waren Sie fast das einzige Thema der Unterhaltung der jungen Damenwelt. Sie dürfen sich darauf schon immerhin etwas einbilden."

„Allerdings, das ist eine unverhoffte Ehre, die mir zu Theil wird, Frau Gräfin, selbst wenn die Unterhaltung, zu der ich den Stoff lieferte, für mich keine vortheilhafte gewesen wäre. Ich bin fremd hier und ahnte nicht, daß ich beachtet würde."

„Haben Sie in Kassel gar keine Beziehungen, Herr Baron," fragte die Gräfin.

„Nein, gar keine, leider, gnädige Frau."

„Sonderbar", sagte sie, prüfend in sein Gesicht sehend, „mir war es eben, als habe ich Sie schon einmal gesehen — in der Aue. Aber das kann ja nicht sein, denn ich sah Sie, oder besser gesagt, Ihren Doppelgänger, Arm in Arm mit einem jungen Manne — und Sie sagen ja, Herr Baron, daß Sie ganz fremd hier sind."

„In der Aue? Das könnte immerhin zutreffen, Frau Gräfin, denn ich fand da unverhofft einen jungen Mann, mit dem ich vor Jahren in Berlin zusammen Ethik gehört und der mich damals durch seine ideale Auffassung der höchsten Lebensfragen, sowie durch sein persönliches Auftreten hoch interessirte."

„Herr v. Gruber?"

„Er nannte sich Herbert Gruber, zu dienen, gnädige Frau."

„Er entstammt einer vornehmen hessischen Familie, die aber aus Gott weiß welchen Gründen in Ungnade fiel, des Adels verlustig wurde und verschollen blieb."

„Das wußte ich nicht," sagte der Baron, tief aufathmend und in die kühlen Züge der Gräfin blickend, die von dieser Familientragik so harmlos sprach, wie die Generalin Werder von dem blauen Domino, „mir sagte Herr Gruber nur, daß er Hilfsprediger an der großen Kirche sei, in der untersten Gasse wohne und sich freuen würde, mich bei sich zu sehen."

„Und wissen Sie nichts Näheres von seiner Familie? Er hatte einen Bruder, der Offizier war — ich denke er wird irgendwo in Amerika verkommen sein."

Baron Röder wollte erwidern, daß Herbert Gruber mit Liebe von Mutter und Geschwistern gesprochen habe, aber ein Blick auf ihr lauerndes Gesicht ließ ihn verstummen, er sagte dann nur, so höflich und kalt wie möglich:

„Ich habe seine Familie nicht gekannt, Frau Gräfin, und mit Herbert Gruber selbst pflegte ich nur sachliche Gespräche zu führen, die kein Bedürfniß nach näherem Verkehre in sich trugen. Ich wurde mir nur mehr und mehr bewußt, daß er das Leben und seine Aufgabe tief und ernst nahm."

Die Gräfin wollte etwas erwidern, verschluckte es aber. Es mochte so wohl besser sein, denn der Zug, der über ihr Gesicht ging, war herbe und unschön. Erst nach ein paar Augenblicken sagte sie so sanft wie möglich:

„Und welchen Eindruck macht Ihnen Kassel, Herr Baron?"

„Kassels schöne Umgebung hat meine kühnsten Erwartungen übertroffen, Frau Gräfin, es muß im Sommer paradiesisch sein."

„Man sagt den Kurhessen nicht umsonst nach," erwiderte sie lächelnd, „daß sie, wie die Schweizer, niemals ihre Heimath vergessen können."

„Das beruht wohl auf der Treue und Anhänglichkeit des biederen Kattenstammes", sagte er ernst, während er sich erhob, „aber ich gestehe es, Frau Gräfin, wäre ich nicht Preuße, ich möchte Kurhesse sein und ich freue mich aufrichtig ein Jahr hier verbringen zu dürfen."

Als er sich dann verabschiedet hatte und die breiten Stufen hinunterging, war es ihm als müsse er den Ambraduft, mit welchem sich die Gräfin zu umgeben pflegte, aus seinen Kleidern schütteln und er athmete, wie von einem Drucke befreit, die kühle klare Winterluft.

* *
*

In dem kleinen von spärlichem Licht erleuchteten Zimmer ihrer Wohnung saß Frau Gruber in der Ecke des Sophas. Ihre Hände lagen müde in ihrem Schooße. Von Zeit zu Zeit sah sie liebevoll auf ihren Sohn Herbert, der mit auf dem Rücken gekreuzten Händen in dem Zimmer auf- und niederging.

„Du hättest doch bis zum Schlusse des Theaters bleiben sollen, Herbert", sagte sie endlich, den Gedanken Ausdruck gebend, die offenbar fort und fort in ihr arbeiteten „so ein erstes Auftreten ist ein Verhängniß. Wenn man das arme Kind zuletzt nun doch noch ausgepfiffen hätte!"

„Aber Mutter, ich bitte Dich, unterschätze doch Deine Kinder nicht gar zu sehr," sagte der junge

Mann, vor sie hintretend und seine schönen braunen Augen voll auf ihr Gesicht richtend. „Edith singt unvergleichlich schön — und das Publikum ist sich dessen vollkommen bewußt.“

„Aber wäre es am Ende doch nicht besser, sie hätte Fiasko gemacht?“

„Nein, wie die Dinge einmal liegen, wäre es nicht besser,“ sagte der junge Mann bestimmt, so viel als möglich seine Ungeduld, wegen des schwankenden Willens der nervenkranken Frau, unterdrückend. „Ich habe, von verschiedenen Gründen bewegt, Edith abgerathen die Bühne zu betreten, das ist wahr, aber nun, da sie ihren Willen mit Fleiß und Entbehrungen durchgesetzt, achte ich ihn und wünsche ihr Erfolg und Gelingen. Es war ja ohnedies unser letztes kleines Kapital, was unseren Studien zum Opfer fiel.“

„Und was wird nun?“ jammerte Frau Gruber scheu.

„Nun? Wir gehen unserem Berufe und unseren Pflichten nach, Mutter, wenn auch auf verschiedenen Wegen. Ich werde mich bemühen, den Menschen im Kampfe des Lebens zu dem Frieden zu verhelfen, den die gläubige Seele auch im Entsagen und Dulden finden kann — und Edith? Sie thut vielleicht dasselbe in ihrer Art und trifft mit ihrer Gott begnadeten Stimme den Ton in Menschenseelen, der wiederklingt im reinsten Fühlen. Laß Dir nicht bange sein um Deine Kinder, Mutter,“ fuhr er dann weicher fort, seine Hand auf ihre Schulter legend, „wir gehen ehrliche Wege und mit denen ist Gott.“

„Aber Du hast doch in allem, was Ihr wollt andere Ansichten, als Deine Schwester, Herbert, Ihr polemisirt, so oft Ihr zusammen seid und sage ich nur

ein Wort, ein leises, so thust Du, als handeltet Ihr genau in einem Sinne."

„Das thun wir auch, Mütterchen, weil das Grundprinzip, von dem Edith ausgeht, auch das meine ist. Sie wird geleitet durch die heiligste Schwesterliebe zu dem verbannten Bruder, den sie reinigen möchte vor der Welt. Ich brauche ihn nicht zu reinigen, weil es sich, nach meiner Ansicht, nicht der Mühe lohnt, es den Menschen zu beweisen. Ich will lieber mein Können einsetzen, sie zu veredlen, damit solche Sünden immer seltener und seltener werden. Unsere Anschauungen sind im Einzelnen verschieden, Mutter, aber wir tragen das, weil wir uns achten müssen."

„Und weil Eure Charaktere ähnlicher sind, als Ihr Euch selbst bewußt seid. Ihr versteht durchzusetzen, was Ihr wollt."

Herbert sagte hierauf nichts, sondern begann wieder seine Promenade durch's Zimmer. Er versuchte in seinen Gedanken eine Antwort zu finden auf die Frage, ob eine kummervolle Kindheit im Stande sei, der Individualität eine andere Richtung zu geben. Er hatte eine einsame Jugend gehabt, fern vom Elternhause und eingeschüchtert durch tragische Familienkonflikte. Seinem verbitterten Gemüthe — man hatte sich damals mehr um seinen Bruder Eberhard, als um ihn selbst gekümmert — waren zum ersten Male weichere Regungen in dem Hörsaale Schleiermachers gekommen, der, ihm so sympathisch, die Religion vornehmlich aus dem Gefühle zu entwickeln versuchte — er hatte dann Spinoza studirt und Kraft gefunden, das Studium der Philosophie mit der Theologie zu vereinen. Die Hoffnung, die Menschen vielleicht auf diesem Wege sittlich zu heben und ihnen zum Frieden zu verhelfen, hatte ihn völlig verwandelt, die schroffen

Seiten seines Wesens gemildert und veredelt. Er stand auf nicht ganz korrektem Fuße mit der gegenwärtigen Kirche, aber man war rationell, und gerade deshalb sann er auf verbindende Lehren, um die durch unglückliche Verhältnisse gleichgültig gewordene Bevölkerung seines engeren Vaterlandes zu erheben und sie dem Geiste des Christenthumes geneigter zu machen.

Seine Mutter hatte die Theemaschine angezündet, kaltes Fleisch, Brot und Butter auf dem Tische geordnet und war dann, offenbar immer unruhiger werdend, an das Fenster getreten. Das Zimmer ging auf einen düsteren Hof, in dem die Dachrinne das Wasser mit klagender Einförmigkeit in ein unter ihr stehendes Gefäß spie. Der Himmel war dunkel und sternlos. Sie wollte Ediths wegen unbemerkt leben und hatte diese stille Wohnung im Hinterhause gemiethet.

„Du hast mir noch nicht gesagt, wie Edith in ihrem Kostüm aussah, Herbert, war sie hübsch?" fragte Frau Gruber, ohne sich umzuwenden.

„Ich denke, ja," antwortete dieser zögernd, als müsse er sich aus seiner Gedankenwelt erst wieder in die Umgebung zurecht finden, „zwar nicht so hübsch, wie sie sein könnte, sie hatte schwarzes Haar gewählt, um unkenntlich zu sein."

„Also doch," sagte Frau Gruber in ihrer Muttereitelkeit etwas verletzt, „das ist wieder eine ihrer starrköpfigen Ideen. Wer wollte sie wohl hier noch kennen? Sie war acht Jahre alt, als wir Kassel verließen. Da lobe ich mir immer wieder meinen guten Eberhard, er war niemals eigensinnig."

„Aber vielleicht ist er es jetzt, Mütterchen," sagte Herbert, über die Glorifikation ihres ältesten Sohnes lächelnd. „Du denkst ihn Dir immer noch als Jüngling und in der Heimath. Wem das Lebens milde

ist, den fordert es weniger heraus, schroffe Eigenschaften zu entwickeln. Ich weiß eine Zeit, wo auch unsere gute Mutter auf gewisse Dinge bestand, aber wir, ihre Kinder, sind so gerecht, das nicht Eigensinn, sondern Charakter zu nennen."

Frau Gruber lächelte, trat vor ihren Sohn und fuhr mit ihrer mageren, einst so schönen Hand, durch sein dunkeles Haar. Er sah sie zärtlich an und das verschönte vortheilhaft seine festen, ernsten Zügen.

Auf der großen Kirche schlug es zehn Uhr und bald darauf wurden leichte Tritte auf der Treppe hörbar, so leicht und leise, daß sie nur das Mutterohr vernahm.

Sie öffnete die Thüre und herein trat in weicher, rother Atlasumhüllung, die Kaputze tief ins Gesicht gezogen, die junge Künstlerin.

Ihr Gesicht war bleich und erregt, sie konnte nicht sogleich sprechen, aber sie ließ es geschehen, daß die Mutter ihr den Mantel abnahm und besorgt und fragend in die Augen sah.

Sie trug noch das Kostüm der Gabriele; ein schwarzes Sammtmieder mit silbernen Schnüren, zu dem der lichtblaue Seidenrock, malerisch über ihre schlanken Hüften fiel. Arme und Hände, die jeden Schmuckes bar, schlaff an ihr herunterhingen, waren von seltener Schönheit.

Selbst Herbert, der etwas im Schatten stand, mußte sich gestehen, daß sie schön sei, in ihrer künstlerischen Erregung. Aber diese Erkenntniß stimmte ihn auch wehmüthig, wenn er des schweren Weges gedachte, auf welchen sie heute ihren Fuß gesetzt.

Er trat ihr, vielleicht sich selbst unbewußt, näher und legte, als müsse er sie schützen, den Arm um ihren schlanken Leib.

Sie war solche Zärtlichkeit von ihrem ernsten Bruder Herbert nicht gewohnt, aber sie that ihr wohl und sie sagte lächelnd:

„Es ging alles gut, Mama, vortrefflich, denn unser gestrenger Spohr hat mich gelobt, das hat mir Muth gegeben und mich stolz und glücklich gemacht."

„Und das Publikum?"

„Röse wird den Korb mit den Blumen bringen, ich bin einstweilen vorausgefahren. Ich stand in einem wahren Garten, man jubelte und schrie. —"

Sie hielt plötzlich inne und der ernste Zug der ihr zuweilen eigen war, legte sich über ihr Gesicht.

„Nun?" fragte die Mutter, während sie die Tasse wieder auf den Tisch stellte, die sie eben füllen wollte.

„Es ist eigentlich nicht recht," sagte Edith leise, „daß man einem einzigen Menschen so zujubelt, blos weil ihn Gott mit einer hübschen Stimme begnadet hat, das Gefühl drückt und beschämt mich — es macht mich nicht glücklich."

„Du mußt es bescheiden hinnehmen und dankbar für Deine Stimme sein."

„Dieselben Menschen", fuhr das Mädchen, der Mutter Worte unbeachtet lassend, fort, „lassen auch Unschuldige zu Grunde gehen und haben gegen Verrath keine Worte der Empörung und Vertheidigung."

„Deshalb muß sich der Mensch an Hohes und Ernstes halten", sagte Herbert aus seiner Ecke heraus, wo er auf einem Stuhle saß und starr in die Nacht sah, „und muß die Ueberzeugung gewinnen, daß das Leben, wie es sich auch für den Einzelnen gestalten möge, ernste und heilige Zwecke hat."

„Ich bin nicht geschaffen für die Bühne, gewiß nicht", antwortete das Mädchen, indem sie ihre großen

Augen, die von Thränen glänzten, zu Herbert aufschlug, „es hat sich das alles so gefügt in meinem Leben und es mag nun so gut sein. Aber als ich heute Abend vor das Publikum trat, zum ersten Male dieser dunkelen Masse gegenüber, die mich erheben oder vernichten sollte, kam eine Angst und Verzagtheit über mich, die mir fast die Kehle zuschnürte. Da auf einmal —"

„Kam Dir der Muth", ergänzte Herbert, „ich bemerkte es."

„Ich sah in einer Ecke, seitwärts der Sperrsitze, Werner Eberbach", fuhr das Mädchen fort, „und da dachte ich an Eberhard — und wie er wohl auf der einsamen Farm, vor der Thüre seines Blockhauses sitzen möge und keine Menschenseele, keine einzige habe, die ihn liebe. Und da sang ich — für ihn. —"

„Komm trinke Deinen Thee, Edith, und dann wechsele die Kleider und gehe zur Ruhe", sagte die Mutter, „Du mußt jetzt haushalten mit Deinen Kräften." Und sie warf ihr einen Shawl über die Schultern, nöthigte sie zum Tische und sah ihr zu, wie sie langsam ihren Thee schlürfte und ihre Züge nach und nach ruhiger wurden.

Herbert hatte seinen Mantel von der Wand genommen und rüstete sich zum Gehen. Er hatte eine entfernt gelegene Wohnung, um die Menschen nicht ahnen zu lassen, daß die gefeierte Künstlerin, die das Publikum hinreißen sollte, seine Schwester sei.

Der Zwang drückte ihn, er hatte lange dagegen angekämpft, aber es kam ihm ja nicht das Recht zu, dem Leben seiner Schwester die Richtung zu geben.

Er selbst stand seinem Bruder Eberhard ferner als Edith. Man hatte ihn, nachdem das Unglück über seinen

Vater ausgebrochen war, zu Verwandten nach Hanau gegeben, um seinen Schulunterricht in keiner Weise zu unterbrechen.

Die Kinder selbst hatten niemals gewußt, daß König Jérome eine Leidenschaft zu ihrer schönen Mutter gefaßt, und sich deshalb, wie man vermuthete, an dem Manne gerächt habe, der seine Wünsche vereitelt hatte. Es schwebte über der Sache ein dunkeles Geheimniß. Andere wollten wissen, Gruber, von dem der Plan ausgegangen Kassel zubefreien, sei später dem Kurfürsten als Verräther angegeben worden. Genug, daß kein gerichtliches Verfahren darüber jemals in die Oeffentlichkeit drang.

Er ging mit bedächtigen Schritten über den Königsplatz und durchdachte das Alles. Ediths Auftreten im Theater hatte dazu Veranlassung gegeben. Es wurde ihm schwer, sie sich in einer Stellung zu denken, die seinem Streben so ferne lag.

In seinem Zimmer angekommen, machte er Licht, schlug das alte Testament auf und versenkte seine Gedanken in die schweren Fragen, die zu erforschen und möglicherweise lösen zu helfen er sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte.

* *
*

Auch Werner v. Eberbach war am gleichen Abend ins Theater gegangen. Er wollte hinter einer Säule, um Edith's Aufmerksamkeit durch nichts zu zerstreuen, ihrem Gesange lauschen und ihre Erfolge mit erleben, denn noch dünkte es ihm fast unglaublich, daß das kleine schüchterne Mädchen, die Schwester seines unzertrennlichen Kameraden, wirklich die Bretter betreten könne.

Frau v. Gruber war zur Zeit von Edith's Geburt eine der gefeiertsten Damen der Kasseler Aristokratie gewesen, er wußte das von seiner Mutter ... Und nun? Es überlief ihn ein Eiseshauch, wenn er an die einzelnen Glieder dieser Familie dachte.

Er war ohnedies heute in keiner Theaterstimmung, denn anonyme Briefe, die er sowohl wie Frl. v. Pichler erhalten und ein darauf bezügliches Gespräch mit seiner Mutter, die seit einigen Tagen in Kassel weilte, hatten es ihm eigentlich zur Ehrensache gemacht, um die Hand des Hoffräuleins zu werben.

Liebte sie ihn genug — und konnte er sie glücklich machen?

Es dünkte ihm so wenig an der Zeit, eine eigene Häuslichkeit zu gründen.

Ein Geräusch in der Loge der Kurfürstin, der er gegenüber stand, lenkte seine Aufmerksamkeit da hinauf. Die hohe Frau war eingetreten, Frl. v. Pichler stand hinter ihr.

Auch das Geld kann zum Fluche werden, dachte er, als er das gesenkte Gesicht der jungen Dame beobachtete. Sollte es möglich sein, daß ein Feigling, ein Mensch wie Fehringer, der zu allen Zeiten im Solde der Macht gestanden, seine Augen zu ihr zu erheben wagte? Muth, selbst wo es den Mammon, seinen einzigen Götzen galt, hatte er nie gezeigt, nicht einmal bei der ehrlichen Frage um eines Mädchens Hand. Ernestine mochte ihm wohl von Reichenbach'scher Seite als Lohn für irgend einen Dienst versprochen sein, denn die anonymen Briefe waren sicher von ihm selbst verfaßt, geschrieben und abgesandt worden. Bei Gott, für solche Wische ist das Mädchen zu gut. Wenn ich ihr bis jetzt meine Hand nicht angetragen, so war es doch hauptsächlich nur deshalb,

weil ich nicht das volle Bewußtsein in mir trug, sie glücklich machen zu können! —

Zwischen allen diesen Betrachtungen hinein spielte unter der unvergleichlichen Leitung des neuen Kapellmeisters das Orchester die herrliche Ouvertüre zum Nachtlager von Granada. Und dann rauschte der Vorhang in die Höhe und vor ihm stand, mit gesenkten Lidern, die junge Künstlerin.

Eine lautlose Stille herrschte und die Gläser richteten sich auf die liebliche, ideale Erscheinung Gabrielens.

Es war Werner als müsse er ihr beistehen, so hülflos lehnte sie neben dem Tische. Er trat nun doch hinter der Säule hervor und suchte mit seinen Augen die ihren.

Ob sie ihn gesehen hatte? Er wußte es nicht, aber als sie dann vor die Lampen trat und die reinsten, vollsten Töne von ihren Lippen perlten, da wußte er, daß sie ihre Umgebung vergessen, und als Jüngerin der Kunst sich einzig in ihren Dienst gegeben.

Der Beifall nach jedem Akte wollte kein Ende nehmen und als man sie zum Schlusse geradezu in Blumen vergrub, da artete er beinahe in Jubel aus.

In Werners Herzens regten sich gemischte Gefühle, während er sich hinaus drängte und wie gewöhnlich in das Foyer trat, um die Kurfürstin zu begrüßen.

Sie war ihm schon einige Schritte voraus und er folgte ihr bis zum Wagen.

„Steigen Sie ein, lieber Eberbach," sagte die hohe Frau in ihrer einfachen, bürgerlichen Art, als sich Werner tief verneigt hatte, „und trinken Sie den Thee mit uns — meine gute Pichler ist entzückt von der neuen Sängerin und möchte sicher noch gerne ihrem Erlebten Ausdruck geben."

Werner dankte und setzte sich neben Ernestine auf den Rücksitz. Sie sah ungewöhnlich bleich und erregt aus, was ihrem stillen, sanften Gesicht einen verschönenden Ausdruck gab.

„Und was sagen Eure Königl. Hoheit zu unserer Acquisition?“ fragte Werner die Kurfürstin, denn er zweifelte nicht, daß Edith dem Hoftheater einverleibt würde.

„Daß mir ihre schöne, jungfräuliche Erscheinung fast Mitleid einflößt, ich habe lange kein so sympathisches Wesen gesehen und fast darüber ihren herrlichen Gesang vergessen. Die wird sicherlich eine Zierde unseres Theaters werden.“

„Wie man sagt, hat Spohr, angemuthet von ihrer biegsamen Stimme, sie für die Titelrolle seiner neuen Oper auserkoren,“ sagte Frl. v. Pichler. „Ist sie Kasselanerin?“

„Ich kann nicht dienen, gnädiges Fräulein.“

„Wohl kaum,“ entgegnete die Kurfürstin, „Demoiselle Linden, ich habe den Namen nie gehört. Aber es bleibt mir nichts übrig,“ setzte sie lächelnd hinzu, „als Erkundigungen einziehen zu lassen, denn sie sowohl wie der junge Pfarrer Gruber an der großen Kirche werden sonst meiner Pichler die Ruhe rauben“.

Im Bellevueschloß angekommen, ging Werner, der hier wie zu Hause war, in den kleinen Salon der Kurfürstin, wo man den Thee im engeren Kreise einzunehmen pflegte. Er war nach Allem was er heute erlebt hatte in gehobener Stimmung und es kam ihm fast gewissenlos vor, hier noch länger Freundlichkeiten zu empfangen ohne sich zu erklären. Auch seine Mutter drängte ihn. Es sollte wohl so sein.

Er hatte den leichten Tritt der Hofdame auf dem weichen Teppiche nicht gehört und fuhr fast zu-

sammen, als sie mit ihrer, noch tiefer als gewöhnlichen Stimme zu ihm sagte:

„Ich meine, ich hätte noch niemals einen solchen Kunstgenuß gehabt als heute Abend, ich möchte wohl die Künstlerin kennen lernen.“

„Vielleicht kann das später der Fall werden,“ sagte Werner, indem er sich prüfend im Zimmer umsah, ob sie ungestört wären. „Wenn Sie mir gestatten würden, in Zukunft Ihr Führer sein zu dürfen. Es ist freilich nicht die passende Zeit zur Begründung häuslichen Glückes, aber Sie geben ja kein sicheres, liebevolles Heim auf, wenn Sie Ihr Schicksal an das meine knüpfen.“

Ernestine stand vor ihm mit niedergeschlagenen Augen und ihre Finger gruben sich zitternd in die Sammetfalten der Portièren. Sie hatte es ja längst vermuthet, daß dieser Augenblick kommen würde und stellenweise ihn sogar herbeigesehnt. Jetzt überkam sie fast ein Gefühl der Traurigkeit. Sie sagte nichts, aber sie überließ ihm ihre Hand, als er sie in die seine nahm. Sie wußte ja, es gab keinen treuern Freund, keinen zuverlässigeren Menschen in der Welt als Werner Eberbach. Wem konnte sie dieselbe ruhiger überlassen? Und doch drängte sich eine Thräne in ihre Augen, die sie aber hastig zerdrückte, als sie die Schritte der Kurfürstin im anstoßenden Gemache vernahm.

„Darf ich morgen mit Ihrer Königlichen Hoheit sprechen, Ernestine?“ fragte Werner rasch, indem er ihre Hand fallen ließ — „sagen Sie ja oder nein, ich bitte.“

Sie neigte kaum sichtbar ihr Haupt und senkte einen Augenblick, fast hülfesuchend ihre sanften, blauen Augen in die seinen.

Der Diener bog jetzt die Portièren auseinander und die Kurfürstin trat mit ihren Töchtern über die Schwelle.

Man setzte sich um den Tisch, der diensthabende Lakai wurde entlassen und Ernestine v. Pichler servirte den Thee.

Nach einem gemüthlichen Plauderstündchen, wie es die edle Frau im engeren Kreise so anzuregen verstand, erhob sie sich und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Als Werner sich über ihre Hand neigte, um sie zu küssen, stotterte er etwas verlegen:

„Würden Königl. Hoheit geruhen, mir in diesen Tagen ein paar Augenblicke zu einer Privataudienz zu gestatten?“

„Privataudienz? Ist etwas vorgefallen?“ Aber ein Blick über ihrer Hofdame erglühendes Gesicht sagte ihr genug. „Kommen Sie morgen um 1 Uhr, lieber Eberbach, und nun gute Nacht.“ Und dann rauschte sie mit ihrer langen Seidenschleppe über die Schwelle, die in die inneren Gemächer führte.

Aber Lieutenant v. Eberbach ging nicht, wie er es sonst zu thun pflegte, ein paar Häuser weiter, die Straße hinunter in seine Wohnung. Er ging daran vorüber über den Friedrichsplatz und dachte an die Ereignisse der letzten Tage. Er dachte an Frl. v. Pichler, die morgen seine Braut werden sollte und an die Dinge, die dieser Schritt in seinen Folgen trug — und dann spannen seine Gedanken weiter bis zu Edith Gruber. Wie sie wohl jetzt daheim an ihrer Mutter Bett sitzen würde und die krankhaften Einwände hören, mit welchen die lebensmüde Frau sie quälte. Er dachte auch an Eberhard, an das ehemalige Gruber'sche Haus und an andere Dinge, die seinem Leben ferne gerückt.

Ehe er es vermuthete, stand er in der schmalen Gasse, wo Frau Gruber wohnte. Er sah über die niedere Mauer in den Hof.

Das Wasser tropfte aus der Rinne noch eben so monoton, als eine Stunde früher, da die arme Frau am Fenster gestanden und ihre Tochter erwartet hatte. Sonst war es still und dunkel.

* * *

Einige Tage später durchlief die Nachricht von Lieutenant von Eberbach's Verlobung mit Frl. v. Pichler die Stadt Kassel. Trotzdem man diesem Ereignisse längst entgegen gesehen hatte, wollten doch jetzt die Bemerkungen darüber kein Ende nehmen. Frl. v. Pichler hatte, wie sich das bei ihrer unabhängigen Stellung und so großem Vermögen erwarten ließ, eine ganze Anzahl von Bewerbern, die aber dennoch, wegen des Fräuleins Stellung bei der Kurfürstin nicht recht den Muth gehabt hatten, ihrem Ziele zuzusteuern. Man hoffte und fürchtete zu gleicher Zeit auf der Seiten sich gegenüberstehenden Parteien, daß der Kurfürst zu Gunsten seines Sohnes abdanken werde und daß dann die Sachlage sich mit einem Schlage ändern könne.

Nun führte aber auf einmal Werner v. Eberbach das junge Mädchen über den Friedrichsplatz und hatte es gewagt, trotz der Gräfin Reichenbach, ihr seine Hand anzubieten.

Seine Rivalen trösteten sich damit, daß er, so lange diese am Ruder sei, niemals den Konsens zur Vermählung erhalten würde — und daß, wenn er überhaupt Karrière machen wolle, die Verlobung wieder gelöst werden müsse. Auch wollte man wissen, daß der bevorzugte Günstling der Gräfin, Polizei-

sekretair Fehringer, sein Augenmerk auf das Mädchen gerichtet habe und zwar mit Bewilligung der hohen Frau und daß es nicht in deren Art liege, sich gemachte Pläne von Anderen durchkreuzen zu lassen. Es handelte sich ja hier um nichts weniger, als eine halbe Million und darum verlohnte es sich schon der Mühe, ein wenig zu intriguiren.

Indessen ging die Braut ahnungslos ob aller dieser Kabalen am Arme Werners und dachte es sich so schön, ein eigenes, stilles Heim zu haben, in dem sie schalten und walten durfte, wie es ihr das Herz eingab. Sie hatte schon als Kind ihre Eltern verloren und ein ruhiges Familienleben nie gekannt.

Jetzt träumte sie davon und hörte, wie von süßen Melodieen getragen, dem Geplauder Werners zu, der ihr von allen den Beziehungen seines Lebens sprach, die nun auch die ihren werden sollten.

Werner freute sich auch darauf, sie mit Edith Gruber bekannt zu machen und versprach sich für die Künstlerin, die in ihrem engen Kreise so wenig Menschen hatte, wenigstens dann und wann eine angenehme Stunde im Verkehr mit Ernestine.

Und wie würde diese mit ihrer frommen, gläubigen Seele den Worten Herberts lauschen, dessen tiefstes Wesen wohl noch besser zu dem ihren stimmen mochte, als die bewegtere, thatkräftige Natur Ediths.

Er neigte bei diesen Gedanken den Kopf zu ihr nieder und sah in ihr stilles, liebes Gesicht.

„Ich habe Dir zuweilen von meinem Freunde Eberhard Gruber erzählt, Ernestine, nicht wahr?“

„Ja freilich, ich meine immer, mich seiner noch zu erinnern. Was war es eigentlich, was ihn vor sechs Jahren ins Exil trieb?“

„Ach das ist schwer zu sagen, Kind, unser gutes Kurhessen ist schon lange in Verhältnissen, in welchen Dinge geschehen, für die es keine Gründe giebt. Der alte Herr v. Gruber“, fuhr er dann, nachdem er sich umgesehen ob kein verdächtiges Ohr in der Nähe sei, mit gedämpfter Stimme fort, „wurde schändlicher Weise von persönlichen Feinden, Andere sagen von Jérome selbst, durch unaufgeklärte Intrigue denuncirt und als Verräther bei der Dörnberg'schen Affaire seiner Stellung und seines Adels beraubt — ja sogar zum Tode verurtheilt. Ein langsamer Wahnsinn, dem er anheim fiel — und wohl auch die persönliche Ueberzeugung des alten Kurfürsten, daß nicht alles so sei, wie ihm seine Umgebung in die Ohren flüsterte, ließen ihn das Todesurtheil zurückziehen. Später nahm er sogar Grubers Sohn Eberhard unentgeltlich in die Kadettenschule und verleibte ihn dann der Garde ein. Der Kurfürst hielt auf dieses Regiment besonders viel und Eberhard Gruber war ein auffallend schöner Mensch.“

„Ganz recht,“ unterbrach das junge Mädchen ihren Verlobten, „ich erinnere mich seiner jetzt — ich habe ihn bei einer Parade gesehen, zu welcher ich die Frau Kurfürstin begleiten durfte.“

„Die Grubers,“ fuhr Werner fort, „haben es nie verstanden zu schweigen, wenn gegen Recht und Gerechtigkeit gehandelt wurde, sie gehörten zu jenen Menschen, mit denen die Ehrlichkeit geboren wird. Vielleicht hatte gerade diese Eigenschaft ihnen Feinde gemacht, denn auch Eberhard äußerte sich leicht über Ungerechtes mißbilligend, wo Klügere schwiegen.“

„Eberhards Vater war, während er im Kadettenhause war, langsam gestorben. Seine nervenkranke Mutter lebte dann außer Landes. Man machte

aus ihrem Aufenthalte ein Geheimniß, sie selbst in ihrer krankhaften Angst bestand darauf — und so waren die Reisen, die Eberhard von Zeit zu Zeit zu ihr unternahm, von einem mystischen Dunkel umgeben. Es scheint, man hat von feindlicher Seite das benutzt. Als er dann auch noch als Urheber der Petition um Gehaltszulage der Offiziere genannt wurde, war das Maaß voll. Ich glaube heute noch, daß eine andere Kabale im Spiele war, daß ein Kamerad, der eine Frau liebte, die auf den schönen Gruber ihre Augen geworfen — ihn auf jede Weise zu vernichten suchte. Wer könnte die feinen Fäden entwirren, die sich bei willkürlicher Herrschaft so leicht verschlingen lassen? Kurz und gut, an einem schönen Sommerabende, als wir in gehobener Stimmung von einem herrlichen Spaziergange kamen, wurde er seines Säbels beraubt und zum Gefangenen gemacht."

„Aber konnte man ihm etwas beweisen?"

„Nein, da er sich aber weigerte, die Aeußerungen zurückzunehmen, die er in Bezug auf ungerechte Thatsachen der Regierung gethan, wurde die Untersuchung, die man gegen ihn eingeleitet, niedergeschlagen — und er des Landes verwiesen."

„Welche verhängnißvollen Schicksale!"

„Ja verhängnißvolle! Aber es ließ sich in keiner Weise etwas für ihn thun — und so wurde dieses Menschenschicksal den Winden preisgegeben, wie so manches andere."

„Ich selbst, ich kann mich heute noch nicht darüber beruhigen," fuhr er ernst fort, „und es giebt Stunden, in denen ich das Gefühl habe, als sei es fast eine Schmach, einem Lande zu dienen, in welchem die Gerechtigkeit so leicht gehandhabt und der Fürst geradezu, einiger elender Briefe wegen, die weiß Gott welches

alte Weib verfaßt hat, seinen Unterthanen mißtraut." Und er zeigte mit den Augen hinüber zum Palais, dessen Frontseite sogar am hellen Tage abgesperrt war, und welche auch nicht Einer, wer er auch sei, ohne Legitimationskarte betreten durfte.

„Hatte Eberhard Gruber nicht auch eine Schwester?" fragte Ernestine, nachdem sie eine lange Weile schweigend nebeneinander gegangen waren und sich in das beklagenswerthe Schicksal ihres Vaterlandes verloren hatten.

„Ja, eine Schwester, ein liebes hochherziges Mädchen, zu der ich Dich an einem der nächsten Abende führen werde, Ernestine. Ein Mädchen, die wie eine Geächtete unter fremden Namen lebt, weil sie es sich in edler Schwesterliebe zur Aufgabe ihres Lebens gemacht hat, den Verräther ihres Bruders zu entlarven. Und während sie Abends in ihrer keuschen Schönheit und mit göttlicher Stimme die Herzen bezaubert, pflegt sie Tag um Tag die nervenkranke Mutter und erstickt die Jugendblüthen ihrer Seele unter bitteren und ernsten Sorgen."

„Demoiselle Linden — unsere neue Sängerin?" hauchten die Lippen Frl. v. Pichlers, während sie mit bleich gewordenem Gesicht zu ihrem Verlobten aufsah.

Werner beugte sich zu ihr nieder und zog ihren Arm fester in den seinen.

„Meine Erzählung hat Dich angegriffen, Ernestine", sagte er sanft, „verzeihe mir. Das Leben ist Dir, trotz allem, milder gewesen als ihr und ich bitte Gott, daß es mir vergönnt sein möge, Dich vor so gewaltigen Schicksalsschlägen zu schützen. Ich weiß aber, daß Du, wenn Ihr Euch kennen werdet, keine aufrichtigere Freundin haben wirst als sie und denke, daß, während Du mit Deinem menschenfreundlichen

Herzen Edith Grubers einsames Leben erfreuen kannst, Du auch selbst in ihrem Umgange Befriedigung findest."

„Ich danke Dir für Dein Vertrauen, Werner," sagte sie innig. „Ich habe bis jetzt den Menschen so wenig Gutes thun können im Leben — und war eigentlich niemals recht an meinem Platze. Ich möchte für etwas Gutes leben, für eine Idee, die das Höchste verwirklicht. Ich glaube, wenn ich katholisch wäre", setzte sie zaghaft hinzu, „ich wäre in ein Kloster gegangen und hätte wenigstens im Entsagen alles Weltlichen und in unausgesetztem Gebete für unglückliche Menschen eine stille Befriedigung gefunden."

Ja, eine passive Natur, das war seine Verlobte — sie hätte regungslos jedes Opfer gebracht, aber handelnd eingreifen das konnte sie wohl nie.

Werner verglich sie in seinem Gedanken mit Edith Gruber. Vielleicht konnten sich ihre entgegengesetzten Naturen ergänzen — und der armen Sängerin Herzschlag würde stiller an der Seite seiner Verlobten. Laut sagte er indessen ernst:

„Es ist nicht schmeichelhaft für mich, daß Du an ein Kloster denkst, Ernestine, während Du am Arme Deines zukünftigen Gatten gehst. Vielleicht findet Deine opferfreudige Seele auch an meiner Seite Gelegenheit sich zu bewähren."

„Ich meine zuweilen, lieber Werner," sagte sie in Gedanken versunken, „ich sei nicht lebensfreudig und anregend genug für Dich, ich habe zu wenig von dem Stoffe in mir, der sich dem Deinen verbinden müsse."

„Liebes Kind," sagte Werner gerührt ob ihrer selbstlosen Bescheidenheit, „ich brauche nur ein gutes, treues Herz und das finde ich nirgends besser als bei Dir."

Während die Liebenden sich so in beglückendem Geplauder ergingen, stand Kurfürst Wilhelm II. aufgeregt vor seinem Schreibpulte und verglich einen von unbekannter Hand eingelaufenen Brief mit allen möglichen Schreibereien, die er sich eigens zu diesem Zwecke aus der polizeilichen Kanzlei hatte bringen lassen.

Der Polizei-Chef war soeben entlassen und hatte den hohen Herrn in nicht geringer Entrüstung über die gänzliche Erfolglosigkeit der Untersuchung zurückgelassen.

Den besagten Brief, den Königl. Hoheit immer wieder und wieder zur Hand nahm, war mit großen, fetten Lettern geschrieben, die offenbar mit verstellter Hand gemalt waren und lautete:

„Getreue Unterthanen, die Euer Königl. Hoheit durchaus ergeben sind, sehen sich bei der zunehmenden Noth des Landes gezwungen, Ew. Königl. Hoheit unterthänigst zu ersuchen, den Wünschen des Landes darin zu willfahren, die Stände endlich zusammen zu berufen. Geben Königl. Hoheit dem Lande eine Verfassung und steuern der Willkürherrschaft, die viel mehr um sich gegriffen hat, als Ew. Königl. Hoheit selbst ahnen. Recht und Gerechtigkeit werden mit Füßen getreten, eine Favoritin beherrscht das Land und edle Familien gehen zu Grunde. Es hat sich eine Anzahl Männer und Jünglinge verbunden, alles zu versuchen, um den Einwohnern Kurhessens eine bessere Zukunft zu sichern. Sie zögern nicht, Gut und Blut dem Wohle ihrer Mitbrüder zum Opfer zu bringen."

Ha, das ist weit gekommen, knirschte der Kurfürst, während er das Blatt, um es nicht mit der Hand zu zermalmen, zu wiederholten Malen von sich schleuderte, sehr weit, wenn sich die Unterthanen

erfrechen, ihrem souveränen Fürsten Verhaltungsmaßregeln zu geben! Stände, Verfassung, alles ganz herrlich, um uns nach und nach die Zügel aus der Hand zu nehmen. Miserable Polizei, schurkische Verwaltung, keinem Menschen zu trauen! Und was geht sie schließlich mein Privatleben an, fuhr er, etwas ruhiger geworden, fort, während er vor dem Oelgemälde seines und der Reichenbach verstorbenen Töchterchens stehen blieb und seine Augen zärtlich darauf richtete.

Welche Sünde begehe ich gegen mein Volk, wenn ich mir, in glücklicher Häuslichkeit und liebender Umgebung, den Frieden suche, den ich brauche um Kraft und Geduld zu schöpfen für die schweren Pflichten, die mir meine Stellung auferlegt?

Ich bin es müde, mit den Tugenden und dem edeln Charakter der Kurfürstin bis zur Uebersättigung gefüttert zu werden. Ich habe, als ich mich mit ihr vermählte, dem Wollen der Großmächte Rechnung getragen, ich habe sie geachtet — ihr nichts in den Weg gelegt, aber man hat kein Recht, bei Gott nicht — mir gegen die Gräfin Dinge zu sagen — die ich nicht hören will.

Der Kurfürst ließ sich, geärgert und von seinen Gedanken gequält, auf dem Sessel vor seinem Schreibpulte nieder und legte den Kopf in seine Hand.

Der Wuthausbruch machte einem ruhigen Schmerze Platz, denn das Wohl seiner Unterthanen war ihm niemals ganz gleichgültig gewesen, er wollte nur in seinem Egoismus nicht erkennen, was ihnen noth that. Es stieg ein bitteres Gefühl in ihm auf, daß er für alle Reformen, die er bei seinem Regierungsantritte unterstützt hatte, für das großartige Organisationsedikt, für die Zusammenberufung des ausgezeichneten

Ministeriums, keinen Dank sah und daß man mit philiströser Krämerei ihm sogar sein häusliches Leben zu kontrolliren wagte.

Er hatte es nicht bemerkt, wie sich die Portière geräuschlos geöffnet hatte und eine schöne Frauengestalt in weichen, seidenen Pantoffeln leise bis zu ihm trat.

Erst als sich zwei Arme um seinen Hals legten, ein paar blaue Augen so liebevoll als möglich in die seinen schauten, wich der finstere Zug aus seinem Gesicht und er nahm das geliebte Weib, seine einzige Zuflucht, in seine Arme.

Ein einfaches Morgenkleid von blauem Kaschmir verhüllte in reichen Falten ihre schönen Glieder — sie hatte ihre wärmste Miene angenommen und wenn Blicke segnen können, so thaten es die ihren, als sie sich warm und theilnahmsvoll auf sein Gesicht richteten.

„Wenn es wieder Kabalen sind, die Du meinetwegen ertragen mußt, Geliebter,“ sagte sie unendlich einschmeichelnd und zärtlich, „denn daß Du gequält bist, habe ich schon gestern gefühlt, so sprich Dich offen aus, ich will mit Dir tragen und wenn es Dein Glück erfordert jedes Opfer bringen.“

„Du kannst mit keinem Opfer, und sei es auch mit dem Deines Lebens, diese unverschämte Masse zügeln, Emilie,“ sagte der Kurfürst gereizt, „die sich meine Unterthanen nennen. Du weißt es am besten, wie ich Tag und Nacht sinne, seitdem ich den Thron Kurhessens bestieg, mein Volk glücklich zu machen. Hat es etwas genützt? Im Gegentheil! Es ist so weit gekommen, daß ich elender wie jeder Bürger, mein Haupt nicht mehr furchtlos schlafen legen kann, daß ich Allem und Jedem mißtrauen muß, kein

Bissen mehr mit Genuß über meine Lippen geht, weil ich fürchte, daß es Gift ist, was ich verschlinge."

„Ha, ich fange an, das Land zu hassen", fuhr er wuthentbrannt fort, indem er sich erhob und mit raschen Schritten durch das Gemach ging — „weil ich in ihm nicht einmal die Sicherheit finde, die ich doch bereitwillig dem Aermsten meines Volkes gönne."

„Und schließlich was geht es sie an, wenn ich Dich, die ich liebe, die Einzige, der ich vertrauen kann, vor Gott zu meinem Weibe erkor?"

„Bin ich es wieder, die man Dir mißgönnt und verdächtigt?" fragte die Gräfin sanft, mit einem Tone voll schmerzlicher Liebe.

„Ja, Emilie, Du," sagte der hohe Herr, vor ihr stehen bleibend und ungestüm ihre Hände mit den seinen umschlingend, „aber fürchte nichts, Dich, Geliebte, reißt mir keine Macht von der Seele — ich will es nicht. Allen zum Trotz und zum Aerger bleibst Du die Meine."

„Und wenn ich nun doch Deiner Ruhe und dem Glücke Deines Volkes alles opfernd," flüsterte die Gräfin mit erkünsteltem Schmerze, „eines Tages verschwinden würde, Wilhelm — wenn —"

„Dann würde ich Dir folgen bis ans Ende der Welt — —."

Die Gräfin neigte ihren Kopf dankbar, zärtlich auf seine Schulter und brachte ihn mit süßen Worten in das Gleichgewicht — wie schon so oft, wenn er schwankend wurde und neben Anderen, auch sich selbst nicht mehr traute.

„Das kommt alles von der kurprinzlichen Partei, Lieber," sagte sie nun im Vollbesitz ihres Terrains, „deren geheime Mitglieder sich bis hier am Hofe verbreiten. Es sind eben doch immer Frauenaugen, die

Falten zu durchdringen verstehen und deren Instinkt aus Kleinigkeiten Schlüsse zieht. Es giebt Winkel, in die Euere männliche Weisheit niemals zu dringen vermöchte. Ich habe es mir zur Aufgabe der gegenwärtigen Zeit gemacht, die meinigen offen zu halten."

Der Kurfürst, für den ihre Stimme schon etwas Beruhigendes hatte, schüttelte lächelnd den Kopf.

„Und weißt Du, Lieber", fuhr sie einschmeichelnder fort, während sie ihn neben sich auf das Sopha zog, sich mühend ihn von allem abzuziehen, was ihn ärgerte, „daß sich Lieutenant v. Eberbach nun doch mit der Pichler verlobt hat?"

„Nun, scheint Dir das so etwas Unerhörtes?" gab er gedankenlos zurück, während er mechanisch mit den Spitzen ihres Morgenkleides spielte.

„Aber, Lieber, bedenkst Du denn nicht, daß der Polizeisekretär Fehringer sich hauptsächlich die Sache mit den Drohbriefen so angelegen sein läßt, weil ich ihm so halb und halb versprach, bei der Pichler ein günstiges Wort für ihn einzulegen?"

„Ach, das sind Dinge, die mich nichts angehen, Weiberaffairen, glaube auch nicht, daß es etwas gefruchtet hätte, da sie ja im Bellevueschloß lebt und dort beeinflußt wird."

„Das schon, aber sie liebt weder Etiquette noch Luxus, ist spießbürgerlich und bigott und ich hatte meinem Protegé schon eine recht sentimentale Gefühlsduselei angerathen, mit welcher er sich ihr nähern sollte. In solchen Dingen thut oft ein glückliches Wort Alles!"

„Es scheint nun aber doch zu spät zu sein, Emilie", sagte der Kurfürst, der solch lange gesponnenen Pläne nicht liebte und jetzt mehr wie je, die Einmischung der Gräfin fürchtete.

„Zu spät? Sie können doch nicht heirathen ohne den kurfürstlichen Konsens und den werden sie nie erhalten! Was liegt indessen an ein paar Monaten oder Jahren des Verlobtseins? Und wer weiß auch," fuhr sie, als sie des Kurfürsten ungnädige Miene bemerkte, in harmlosem Tone fort, „wer weiß, ob nicht bis dahin Herr Lieutenant v. Eberbach froh sein dürfte sich ihrer wieder zu entledigen. Er soll nicht absonderlich in sie verliebt sein."

„Ist auch kein Weib, die Männer anzieht, aber ihr Geld —"

„Die Eberbachs sind phantastische Idealisten, ich glaube er wäre im Stande sie mit all ihrem Gelde fahren zu lassen, wenn eine Leidenschaft für eine Andere —"

Jetzt lächelte der Kurfürst und griff mit seiner Hand unter der Gräfin Kinn.

„Schlau seid Ihr Frauen, das muß man Euch lassen, und ich wette, meine liebe Emilie ist schon derjenigen auf der Spur, welche die arme Pichler ausstechen soll. Pfui über Euch!"

„Ich müßte nicht das Herz meines Lieblings erobert haben," gab sie schelmisch zurück, „wenn ich nicht wüßte was Männerherzen frommt. Was sagst Du zu der kleinen Rosen?"

„Nicht übel, kleiner Racker, könnte schon das Herz eines Lieutenants in Harnisch bringen. Und was planst Du mit ihr?"

„Ich werde sie zunächst zu bewegen suchen, auf den nächsten Theatermaskenball zu gehen und den blauen Domino zu copiren, der Eberbach auf dem letzten so zu bestricken verstanden hat. Sie muß ihn dann verfolgen und necken und der Pichler langweilige Nonnentugend lächerlich machen. Das Mädchen hat

Temperament und seine Braut ist neben ihr das Urbild der Langeweile".

„Das sind immerhin Geschmackssachen. Uebrigens liebe ich keine Intriguen, Emilie, das weißt Du".

„Das nennst Du Intrigue", sagte sie schmollend, „wenn ich mir einfach ein paar Scherze erlaube, um Dich mit Deinen Sorgen ein wenig zu zerstreuen. Ich sehe Dich am Tage bleich und verstört — und Nachts aus Angst um Dein Leben ruhelos und ohne Schlaf — und ich — ich trage fortwährend die Qual mit mir herum, daß man mich heute oder morgen Dir entreißen könne. Und wenn ich dann mit unbedeutenden Kleinigkeiten Dich zu erheitern suche, um zugleich unsere Macht zu befestigen, dann — —"

„Dann lasse ich Dich schließlich ja doch gewähren" — ergänzte der Kurfürst, zärtlich ihre Hand streichelnd.

„Du hast mir aber den letzten Drohbrief noch nicht gezeigt, lieber Wilhelm, ich möchte die Handschrift mit den übrigen vergleichen".

Der Kurfürst ging zum Schreibpult, nahm das vorher in der Wuth zerknitterte Papier und reichte es der Gräfin.

Sie prüfte es ein paar Augenblicke auf das Genaueste, dann fragte sie, indem sie das Blatt in ihre Tasche schob:

„Und wer war der Schuldige, der den ersten Brief geschrieben hatte, Wilhelm?"

„Man weiß es nicht positiv, das ist ja gerade das Elend — und ich möchte doch nicht, wie mein Vater, unschuldige Familien — —"

„Gewiß nicht, man hat früher leider genug damit gesündigt" — unterbrach ihn die Reichenbach mit edler Würde, mit welcher sie besonders gern die zu vertheidigen

pflegte, die vom vorigen Kurfürsten gemaßregelt waren. „Bedenke nur die Grubers.“

„Die Grubers? Das wollte ich nicht gesagt haben. Den Alten habe ich freilich nicht gekannt und seine ganze Sache hat sich, unter meinem erlauchten Vater, so still abgesponnen, daß nie etwas davon in die Oeffentlichkeit drang — aber der junge — war ein naseweiser Mensch, der sich gerne in Dinge mischte, die ihn nichts angingen. Auch trieb er allerlei Heimlichkeiten, ein Kamerad von ihm hat darüber, mit seinem Ehrenworte, ganz unglaubliche Confidencen gemacht. Er hätte auch uns gefährlich werden können — es war sicherer, ihn zu entfernen.“

„Lassen wir diese alten Geschichten ruhen, Kind,“ fuhr er dann abweisend, als die Gräfin noch etwas sagen wollte, fort, „ich habe mir ohnedies meinen Ministerrath bestellt — und für Dich dürfte es Zeit zur Toilette sein. —“

Die Gräfin war heute vor ihrem Ankleidespiegel weniger penibel als sonst, sie bemerkte es kaum, wenn das Kammermädchen etwas rauh durch ihre Haare fuhr, oder eine Papillote nicht widerstandslos aus den Locken löste. Sie gönnte ihrem Spiegelbild kaum einen Blick und gab verkehrte Antwort in Dingen, die sonst ihr ungetheiltes Denken in Anspruch nahmen.

„Wünschen Frau Gräfin Poudre?“ fragte die Zofe, als sie die gelösten Haare der schönen Frau in ihren Händen hielt.

„Das lila Brokatkleid mit den Valenciennes“.

„Ich erlaubte mir zu fragen, ob Frau Gräfin Poudre wünschen?“

„Poudre, ach ja Poudre — haben Sie es schon gerichtet Fanny — ich wünsche die breite Spitze“.

Das Mädchen kannte diese Zerstreutheit nicht an ihrer Gebieterin und gab jetzt in eigenem Ermessen einen Puff Poudre in das schöne braune Haar der Gräfin. Der Kurfürst hatte einmal bedauerlich geäußert, daß ihr Haar zu dunkeln beginne und seit der Zeit versäumte sie es nicht, dasselbe zuweilen künstlich zu lichten.

Als das Mädchen ihr den gestickten Frisiermantel von den Schultern nahm, sagte sie, nach der Uhr sehend:

„Ich empfange heute nicht, Fanny, aber ich werde nachher mit Ihnen in meinem Kabinet Rücksprache nehmen bezüglich einiger Dominos und Maskenkostüme für den nächsten Ball."

* * *

Das Theater war ausverkauft. Die jungen Offiziere standen in den Eingängen wie eingepfergt und in den ersten Logenreihen bemerkte man die namhaftesten Damen Kassels in gewählten Toiletten und mit leuchtenden Augen. Es war heute für die Freunde der Kunst ein großer Tag, denn Spohrs neue Oper „Jessonda" ging zum ersten Male über die Bühne. Demoiselle Linden hatte in der Titelrolle, schon nach dem ersten Akte, die Zuhörer bis zur Begeisterung hingerissen.

Man konnte in der That nichts Bestrickenderes sehen und hören, als die junge Wittwe des Rajah, wie sie in unwiderstehlichen Tönen ihrem Elende Ausdruck gab. Die Individualität und das ganze Jugendleben der Künstlerin machten sie wie keine Zweite für diese Rolle geeignet. Bald war es Spohr, bald die Künstlerin, die mit Beifallsstürmen überfluthet wurden.

Unten im Sperrsitze saßen Herr v. Röder und Lieutenant v. Eberbach.

Ersterer, der ein besonders musikalisches Ohr hatte, war von der Spohr'schen Musik geradezu ergriffen, so daß er im ersten Zwischenakte, als müsse er erst lernen so Ueberwältigendes zu fassen, hinaus unter die Bäume des Friedrichsplatzes gegangen war, um durch kein profanes Wort in der Andacht dieser Eindrücke gestört zu werden.

Erst als sich der Vorhang zum zweiten Male neigte, wandte er sich an Eberbach und sagte mit beklommener Stimme: „Wissen Sie etwas Näheres von der Linden, lieber Eberbach?"

„Nein, ich kenne sie nicht."

„So werde ich ihren Fußstapfen folgen, bis ich die Spuren ihrer Existenz finde — ist sie im Leben halb so entzückend, so rein, so makellos, wie sie singt, ich glaube, bei Gott, ich biete ihr meine Hand an. Ich fühle mich so von Andacht durchdrungen, wie in einer Kirche."

„Es wäre aber fraglich, ob die Künstlerin so ohne Weiteres Ihre Hand annehmen würde," sagte Werner etwas gereizt. Innerlich nahm er sich aber vor, die Schwester seines Freundes zu warnen vor ungestümen Bewerbungen und sonstigen Gefahren, die sich heute schon in ihren Weg zu drängen schienen. Er war ja verlobt, seine Braut konnte ihm sogar dabei behülflich sein und der Anstand war somit gedeckt.

„Haben Sie keine Ahnung, ob sie allein lebt und in welchem Hause sie wohnt?" forschte der Baron weiter.

„Nein, gar keine."

„Wie schade. So werde ich mich nach dem Schlusse des Theaters am Ausgange der Schauspieler

aufpflanzen und ihr folgen, wohin sie immerhin gehen möge. Ich kenne mich selbst nicht mehr."

Ich werde ein Gleiches thun, dachte Werner Eberbach. Ernestine ist ja im Schutze der Kurfürstin und ich hoffe ihr morgen schon mein Ausbleiben motiviren zu können. Sie wird mir recht geben, ich bin es meinem Freunde Eberhard schuldig, seine Schwester nicht aus den Augen zu verlieren. Wie bedauere ich es, nicht offen für sie eintreten zu können, dachte er weiter, ich muß mit Ernestinens Hilfe Gründe auffinden, das zu ermöglichen. Wäre es denn so etwas Unerhörtes mich als ihren Vetter oder Freund auszugeben? Ich werde darüber morgen mit Herbert sprechen. Ich hätte ihn ohnedies schon längst in seiner Wohnung aufsuchen müssen.

Jetzt rauschte der Vorhang zum letzten Male in die Höhe und mit der weichen Musik verschwammen die Gedanken in wesenlose Träume.

Jessonda wurde mit Blumen begrüßt. Werner kam es vor, als seien ihre Züge ernst, fast traurig; nicht als Jessonda — sondern als Edith Gruber, das einsame, sorgenbelastete Mädchen.

„Kommen Sie, Eberbach," sagte Baron Röder, als die Vorstellung zu Ende war, Jessonda sich vor dem Publikum verneigt und die tobende Menge sich beruhigt hatte, „thun Sie mir den Gefallen, wenn Sie Ihre Braut nicht mehr aufsuchen, und begleiten Sie mich auf meinem zweifelhaften Gange. Sie sind glücklicher Bräutigam, Sie haben keine Ahnung, wie dieses Mädchen mein Herz bewegt. Ich meine, ich wäre solchen ernsten, unwiderstehlichen Augen noch niemals im Leben begegnet."

„Und diese Musik — o es ist zum rasend werden!" Und während er sich zum Ausgange hinaus-

drängte, summte er die weiche Melodie, die er soeben gehört: „Schönes Mädchen, wirst mich hassen.“ —

Eberbach folgte ihm willenlos. Er that es Eberhards wegen, er mußte das Mädchen für den Fall daß sie allein wäre, vor Röders Gluth schützen.

Sie sahen nicht rechts, noch links. Eberbach bemerkte, auf der Straße angekommen, nicht einmal den kurfürstlichen Wagen, in welchem seine Braut einstieg. Er drängte mit dem Baron durch das Menschengewühl hindurch nach dem kleinen Ausgange der Schauspieler. Mehrere Wagen standen in Bereitschaft. Gottlob, Edith würde fahren. Sie stellten sich wie zwei verliebte Knaben hinter einen Wagen und hielten die Augen unbeweglich auf den Eingang gerichtet. „Ist sie das nicht?“ fragte Eberbach, indem er auf eine Dame zeigte, die hastig und lachend, von einem Herrn verfolgt, aus der Thüre trat und mit diesem in einem Wagen verschwand.

„Wo haben Sie Ihre Augen, Eberbach, ich bitte Sie“, sagte Röder entrüstet. „Bedenken Sie diesen Gang, diese Füße. Man sieht, Sie haben die Linden nicht mit Augen der Liebe betrachtet. Sie ist ja eine Fürstin an Grazie neben der, welche da einstieg.“

Und dann verstummte er. Eine schlanke, elastische Gestalt in dunkelrother Atlasumhüllung wurde sichtbar, ihr Arm lag auf dem eines Mannes, der mit dem Mantel sein halbes Gesicht verhüllte. Gottlob, das ist Herbert, dachte Eberbach, also doch. Er sagte mir neulich, er könne seiner Stellung wegen nicht ihr Kavalier sein. Freilich, der heutige Tag macht eine Ausnahme.

Jetzt hatte auch Röder sie erkannt.

„Eberbach“, sagte er mit beinahe erstickter Stimme, „sie wird doch um Gotteswillen nicht verheirathet sein!

Nein, nein", verbesserte er sich, „ihre Gestalt ist jungfräulich, knospenhaft — das wäre unmöglich. Aber vielleicht verlobt — —."

Er sprach nicht weiter, er eilte nur zum Wagen, um zu sehen, ob der Herr einstieg. Richtig. Der Schlag wurde zugemacht und die Pferde trabten davon, die Königsstraße hinunter, zum Königsplatze. Röder athmete schwer auf.

„Wenn ich zu spät käme, Eberbach. Ich glaube, ich könnte dann nie mehr ein Theater betreten. Aber wer war ihr Begleiter? Wenn ich nicht nur Augen für sie gehabt hätte, so würde ich schwören, ich müsse ihn gekannt haben."

„Gekannt?"

„Ja recht. Wie man manchmal Ideenverbindungen haben kann — er erinnerte mich in der Gestalt an einen gewissen Pfarrer Gruber."

„Gruber?"

„Ja einen Studiengenossen von mir bei Schleiermacher — er hatte das Zeug dazu, einem Mädchen eine Leidenschaft einzuflößen. Aber er ist ja Pfarrer — was sollte ihn das Theater kümmern? Nein, das wäre bei ihm nicht denkbar."

„Wenn er Pfarrer ist — so haben die Damen vom Theater selbstverständlich keine Reize für ihn."

„Aber die Linden, Eberbach, ich bitte Sie, sie möchte ja vorstellen, was sie wollte, sie wäre engelhaft. Die könnte selbst einen Pfarrer zum Ideal himmlischer Reime werden. Uebrigens haben wir in ein paar Tagen Maskenball, Sie müssen mir helfen, lieber Eberbach, ihren Spuren zu folgen."

„Wie ich höre, besucht Frl. Linden keine Bälle", sagte Werner hastig.

„Keine Bälle? Aber vielleicht incognito eine Maskenredoute. Ich würde sie auch im unvortheilhaftesten Kostüm erkennen, das schwöre ich".

Sie waren inzwischen bis zur Kölnischen Straße gegangen und Röder blieb an der Thüre des Kasinos stehen.

„Wollen Sie nicht noch ein Glas Grog mit mir trinken?" fragte er Werner, während er Miene machte, einzutreten.

„Nein, ich danke, ich bin müde".

Sobald Werner allein war, besann er sich ein paar Augenblicke, als ob er unschlüssig sei, welchen Weg er nehmen solle. Die Nacht war sternhell und die Straße noch belebt von Menschen.

Ich meine, ich bin es Edith schuldig, dachte er, ihr noch ein paar freundliche Worte zu sagen, ihr zu ihrem großartigen Erfolge Glück zu wünschen, und sie doch auch vorzubereiten für die stürmischen Huldigungen Röders. Er nahm dann einen geschwinden Schritt an und ehe er sich dessen noch recht bewußt wurde, war er an der Stubenthür von Frau Gruber.

Er blieb athemlos stehen, denn Ediths sanfte Stimme drang in bittenden, liebevollen Lauten an sein Ohr. Offenbar hatte ihre Mutter wieder einen ihrer unerträglichen Anfälle und anstatt, daß der müden, erschöpften Künstlerin nach den Anstrengungen des Abends Pflege und Ruhe zu theil wurden, mußte sie noch Andere aufrichten und den für sie selbst und ihre Umgebung quälenden Zustand der Mutter zu erleichtern und zu mildern suchen.

Ueber Werner kam, wie immer, wenn er einen Blick in diese Verhältnisse that, die tiefste Erbitterung, denn der starke Geist der hochherzigen Frau war von willkürlichen, ungerechten Verhältnissen gebrochen.

Er klopfte an die Thüre, und als er eintrat bemerkte er nur noch, wie das junge Mädchen sich vom Boden erhob, wo sie zu ihrer Mutter Füßen gekauert hatte. Frau Gruber selbst lag mit unendlich abgehärmten Zügen in ihrem Sessel.

Ein freudiger Glanz glitt über Ediths Gesicht, als sie ihm, von seinem Besuche angenehm überrascht, die Hand reichte.

„Daß ist gut von Ihnen, Werner“, sagte sie, „daß Sie trotz Ihrer lieben Braut uns das Opfer bringen, nach uns zu sehen. Mama ist nicht ganz wohl und machte sich gerade meinetwegen wieder einmal unnütze Sorgen“.

„Ihretwegen?“ fragte Eberbach, während er sich seines Mantels und Säbels entledigte und dann auf dem Stuhle, neben Frau Gruber, Platz nahm — „und ich komme gerade noch so spät, um Ihnen zu Ediths Erfolgen zu gratuliren. Sie dürfen schon stolz darauf sein, denn das Publikum war aus Rand und Banden.“

„Aber nicht allein meinetwegen, Werner, das galt hauptsächlich Spohr, ich hätte ihm selbst bei jedem Tone, den ich sang, dankbar die Hände küssen mögen. Das nenne ich einmal mit Melodien die Seele aus der Menschenbrust holen. Ich kann es nicht aussprechen wie mich mein eigener Gesang ergriffen hat.“

Ueber ihr Gesicht ging ein seelischer Glanz, der noch in ihren Augen leuchtete, als sie dem Jugendgespielen ihres Bruders die warme Tasse Thee reichte, die sie eingeschenkt.

„Sie waren im Theater, Werner?“ fragte Frau Gruber, während sich ihre Augen scheu auf sein Gesicht richteten. „Will man wirklich meiner Tochter wohl, war es nicht Hohn und Spott?“

„Hohn und Spott? Ich werde Sie zu der nächsten Oper abholen, Frau Gruber, und dann sollen Sie einmal sehen, wie herrlich das ist, eine gefeierte Tochter zu haben".

Frau Gruber wehrte mit der Hand und blickte starr in einen Winkel des Zimmers.

„Ich möchte die alten, unvergessenen Gesichter aus früheren Zeiten nicht wiedersehen," sagte sie nach einer Weile mehr zu sich selbst als zu den Anderen.

„O", sagte Werner sie beruhigend, „von denen sind wohl, vielleicht die Generalin Werder ausgenommen, kaum noch welche vorhanden — und auch die würde Sie wahrscheinlich nicht mehr kennen".

„Die Generalin Werder? Ich fürchte mich vor ihr — sie wird doch meiner Edith nichts anhaben können?"

„Liebes Mütterchen", sagte das Mädchen sanft, die magere Hand in die ihre nehmend, „mir kann Niemand etwas anhaben, sicher nicht. Ich fordere nichts von den Menschen und nichts vom Leben, das weißt Du, ich lebe für Dich und Eberhard — und das wird Niemand kränken".

„Oder wenn gar Einer käme — und — Dich — heirathen wollte?"

„Dann weisen wir ihm einfach die Thüre und lassen ihn nicht herein. — Und nun trinke Deinen Thee zu Ende und sei vergnügt mit uns. Sieh, Werner hat noch den weiten Weg gemacht, um uns eine Freude zu bereiten, wir werden uns mit ihm von Eberhard unterhalten und uns ausmalen, wie er sich freuen wird zu hören, daß seine kleine, englische Nachtigall nun doch eine Stufe erklommen hat zu dem Altare der Kunst".

Und während sie sprach, streichelte sie ihrer Mutter über das ergraute Haar und liebkoste ihre Hände.

Werner hatte schweigend zugeschaut — und es kam ihm vor als wäre Edith Gruber in ihrem einfachen Hauskleide, mit ihrem edlen echt weiblichen Gebahren noch unendlich liebreizender, als die Jessonda auf den Brettern, deren Erfolgen ein berauschtes Publikum zugejubelt hatte.

Er dachte an Röder. Auch dann noch, als man von vergangenen Zeiten sprach und er mit Edith, um Ruhe in die Nerven der Dulderin zu geben, erblaßte Erinnerungen aus der Kindheit hervorgeholt.

Es war auch noch keine halbe Stunde vergangen, als die regelmäßigen Athemzüge der Mutter sie überzeugten, daß sie in einem festen Schlafe lag.

„Sehen Sie, Werner", sagte Edith, „so sitze ich Abend für Abend, denn erst wenn die arme Mutter hier ruhig geworden ist und ein Stündchen geschlafen hat, begehrt sie zu Bett".

„Und haben Sie wenigstens des Nachts Ruhe?" fragte er besorgt in ihr ernst gewordenes Gesicht sehend.

„Ja, soviel als ich brauche. Ich bin gottlob gesund, und bedarf nicht viel Schlaf".

„Aber nun zu Ihnen, Werner", unterbrach sie sich plötzlich, das Gespräch von sich ablenkend, „ich habe Sie seit Ihrer Verlobung noch nicht allein gesprochen und konnte Ihnen auch daher noch nicht sagen, wie gut mir Ihre liebe Ernestine gefällt und wie ich Ihnen so recht von Herzen Glück wünsche".

„Das freut mich, daß Ihnen Ernestine gefällt, liebe Edith, obgleich Ihre beiderseitigen Anlagen wohl recht verschieden sind. Aber meine liebe Braut ist sanft und gut".

„So sehr, daß ich ihr die Ruhe ihrer Seele neiden könnte, Werner. Es ist dennoch nicht gleich, wie wir die Kindheit verbringen. Die Noth und die Sorge, mit welchen die meine durchängstigt wurde — hat mich zu früh reif gemacht — und zu tiefe Schatten über mein Leben geworfen".

„Sie waren immer ein bevorzugtes Kind, Edith —"

Sie schüttelte den Kopf und sah mit ihren ausdrucksvollen Augen ernst in sein Gesicht.

„Vielleicht ist es ein Vorzug, der in schweren Geschicken liegt", sagte sie dann wie im Traume, „daß das Leben uns später weniger täuscht. Ich wenigstens, ich glaube nur noch an ein Glück in der Idee, in der vollkommenen Hingabe an ein Ziel — und wünsche nichts — gar nichts für mich selbst".

„Das wird die Zeit lehren", sagte Werner, „die Jugend hat dennoch ihre Rechte — und wenn Sie auch nichts wollen — so wird man von Ihnen begehren".

„Mein Schicksal ist ein anderes, als das der meisten Menschen, ich habe meinen Gesang, in welchen ich die Empfindungen des Herzens hinein weinen und jubeln kann — ich habe Mama, für die ich sorgen muß — und Eberhard, dessen Schicksal das meine ist. Nicht jeder Mensch hat das glückliche Bewußtsein, daß er anderen nöthig ist — wie ich es habe".

Während das Mädchen sprach, beobachtete Werner ihr Gesicht. Es lag kein Glück der Befriedigung, die sie eben pries, in den schmerzlichen Zügen.

Er verglich sie in Gedanken mit Ernestine von Pichler. Das Gesicht seiner Braut war regelmäßiger, hatte frischere Farben und harmloseren Ausdruck — und dennoch war in Ediths Zügen ein Reiz, den Geist, Schmerz und geniale Kunst dahinein gelegt, der ihnen

ein eigenartiges, unwiderstehliches Gepräge gab. Er dachte an Röder und fing an ihn zu verstehen.

„Wissen Sie, Edith“, sagte er, „daß Sie heute eine Eroberung gemacht haben?“

„Sie wollen sagen mein Gesang“.

„Ihr Gesang? Das wäre selbstverständlich, nein, Sie haben das Herz eines Mannes gewonnen“.

Edith rückte auf ihrem Stuhle und sah ängstlich zu ihrer Mutter hinüber. Sie schlief fest.

„Ich sage Ihnen das, Edith“, fuhr Werner von Eberbach fort, „weil der junge Mann mir, seitdem er hier ist — er ist Preuße — näher getreten, und ich es auf die Dauer ihm nicht leugnen könnte, daß ich mit Ihnen verkehre. Entweder müssen Sie mir daher gestatten, ihn in Ihr Geheimniß einzuweihen — oder — —“

„Oder?“

„Ich könnte nicht mehr mit Ihnen verkehren. Und das wäre mir jetzt doppelt schmerzlich, Ernestinens wegen“.

Die junge Künstlerin hielt ihr Gesicht tief gesenkt; Herbert hatte doch nicht unrecht, wenn er ihr gesagt, daß jede Unwahrheit — selbst die, welche Niemanden berührt — in den Folgen ihre Strafe trägt. Sie mochte Werner nicht in ihrem einsamen Leben missen — auch Ernestine nicht und doch hatte sie Herbert versprochen, wenn der Schritt geschehen müsse, dann gegen Alle zu schweigen.

Werner bemerkte, wie ihre schlanken Hände, die auf ihrem Schooße lagen, bebten.

„Ist Ihnen der Herr, von dem Sie sprachen, so viel werth, Werner, daß Sie ihn nicht lassen können?“ fragte sie endlich.

„Er ist mir sympathisch — und ich könnte ihn schon deshab nicht lassen, weil uns die Gesellschaft beinahe täglich zusammen führt. Auch sage ich Ihnen im Voraus, er würde nicht aufhören Sie zu verfolgen. Aber er ist Cavalier und mit der Kenntniß Ihrer Verhältnisse würde die Achtung für dieselben — ihn in Schranken halten".

„Ich kann nicht anders, Werner, dann müssen unsere Wege auseinandergehen. Es ist Herbert's wegen".

„Herbert's? Baron Röder sagte mir, daß er ihn kenne; vielleicht wäre da eine Ausnahme möglich".

„Dann sprechen Sie selbst mit meinem Bruder, aber keinenfalls vor der Maskenredoute".

„Sie werden doch nicht hingehen, Edith?"

„Vielleicht doch. Es wäre das die einzige Möglichkeit" — fuhr sie langsam fort — „dort Hauptmann Möller zu sprechen, der, ich weiß es jetzt bestimmt, den falschen Angeber Eberhard's machte".

„Und seit wann haben Sie diese Ueberzeugung?"

„Erst seit Kurzem. Eine Ballettänzerin hatte eine Zeit lang ein Verhältniß mit ihm und nannte mir ihn ganz zufällig und arglos in Verbindung mit meinem Bruder. Ich habe durch sie so ziemlich erfahren, was ich von dem Menschen wissen wollte und traue ihm Alles zu".

Werner schüttelte, nicht völlig einverstanden, den Kopf.

„Es sind keine schönen Wege, die ich gehe", sagte das Mädchen traurig, „ich weiß das, Werner, ich will daher auch niemals in eines anderen Menschen Leben eintreten, aber meine Absichten sind rein, und nur die tiefste Liebe und das quälendste Mitleid zu meinem Bruder Eberhard konnten mich bewegen, solchen Dingen mein Ohr zu leihen".

„Und was werden Sie im besten Falle erreichen?"

„Ich weiß es noch nicht, aber ich hoffe auf irgend eine Weise Sicherem auf die Spur zu kommen, sei es durch Auffindung des Briefes, in welchem er Eberhard verdächtigte, sei es durch unbedachte Aeußerungen von ihm selbst. Und erreiche ich das, dann gehe ich zum Kriegsminister und beschwöre ihn, in den Akten nachzusehen".

„Da werden Sie nichts erreichen, liebe Edith, denn ich glaube kaum, daß diese Angelegenheit jemals gerichtlich verhandelt wurde. Wäre es aber dennoch der Fall gewesen, wäre die geringste Aussicht vorhanden, Eberhard zu rechtfertigen, so verspreche ich, Ihnen behülflich zu sein".

„Das wollten Sie, Werner?" fragte sie mit thränenfeuchten Augen, während sich ihre Hand herzlich in die seine schmiegte, „o ich danke Ihnen tausendmal".

„Dann müssen wir aber Baron Röder mit Ihrem wahren Namen bekannt machen. Er ist Ihres Bruders Studiengenosse und Herbert wird nichts dagegen haben".

„Für alle Fälle aber muß diese Sache unser beider Geheimniß bleiben, Werner. Herbert" — setzte sie gedehnt hinzu — „billigt nicht meine Handlungsweise, er duldet sie nur. Sein religiöser Standpunkt sagt ihm: „daß unaufgeklärte Schicksale in der Vergangenheit ruhen müssen, da Rache und Sühne Gott gehören". „Er ist besser als ich — ich weiß es —" fuhr sie mit tief gesenkten Augen fort — „aber ich kann mich nicht auf seinen Standpunkt stellen — ich halte es für Pflicht, auch vergangene Dinge mit Hülfe des Rechtes zu entlarven".

„Freilich, wir können uns nicht über unsere eigenen Begriffe von Recht und Unrecht hinausdenken. Herbert ist ein edler Schwärmer, der es als Gnade hinnimmt,

durch schwere Schicksale geläutert zu werden. Er hat es sich zur Aufgabe gestellt, unserer rationellen Zeit etwas mehr religiösen und sittlichen Halt zu geben. Es ist das eine edle Mission".

„Ja eine edele", wiederholte Edith, ihre ernsten, gedankenvollen Augen zu Werner aufschlagend, „ich verstehe es, daß man sich in ihr glücklicher und gehobener fühlen kann, als in der meinen. Ich habe mir mein Schicksal nicht selbst gewählt, Werner — auch ich beuge mich Gott".

Werner wollte ihr sagen, daß auch diese Zeit vorüber gehe und daß ihre Zukunft voraussichtlich lichter würde, aber als er zu ihr hinüber sah, brachte er es nicht über die Lippen. Ihr Gesicht sah müde und gequält aus.

Erst als er sich erhob und zum Gehen anschickte, sagte er: „Und darf ich auf dem Maskenballe mich Ihrer annehmen, Edith?"

„Nein", antwortete sie kurz, „ich danke. Ich weiß überhaupt noch nicht, ob ich gehen werde; wenn es geschieht, so ist es nicht des Vergnügens wegen, ich denke davon sind Sie überzeugt, Werner".

Jetzt erwachte auch Frau Gruber von ihrem allabendlichen Schlummer.

Als Edith ihrem Jugendfreunde die Treppe hinunter leuchtete, sagte Werner in der Hausthüre:

„Ich werde an freien Abenden mit Ernestine kommen und Ihnen über diese einsamen Stunden hinweg helfen, Edith, das müssen Sie uns schon erlauben. Gute Nacht!" —

Edith stand noch auf der Treppe, mit dem Lichte in der Hand, als Werners Schritte auf dem Hofe verhallten. Sie dachte nicht mehr an die Triumphe, die sie heute Abend gefeiert hatte — auch

nicht an Werner Eberbach — sie dachte an den fernen Westen, und die einsamen Wege ihres Bruders Eberhard. —

*   *
*

Im kurfürstlichen Palais am Friedrichsplatze waren die Fenster der Fronte glänzend erleuchtet. Trotzdem, daß zwei Tage später der letzte große Maskenball im Theater stattfinden sollte, hatte die Gräfin Reichenbach Einladungen bis in die weitesten Beziehungen ergehen lassen. Auf dem kunstvollen, spiegelglatten Parquet bewegten sich Herren und Damen bunt durcheinander — bis zu dem Empfangssalon der Gräfin, die huldvoll, mit souveräner Herablassung, ihre Gäste begrüßte.

Lieutenant von Eberbach, der soeben in seiner gestickten Galauniform in das vordere Zimmer eintrat, suchte mit den Augen Ernestine von Pichler.

Er hatte bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden, sie dem Kurfürsten und der Gräfin als seine Braut vorzustellen und war sehr überrascht, daß sie beide zusammen Einladungen erhalten hatten, was früher niemals der Fall gewesen war. Er erwartete von dieser Seite nichts Gutes und sah nur mit klopfendem Herzen dem heutigen Abende entgegen.

Er traf auch Baron Röder, der neben Hauptmann Möller in einer Ecke lehnte und ziemlich gleichgültig den hübschen Damenkreis im anstoßenden Salon übersah.

„Haben Sie meine Braut noch nicht entdeckt, Baron?“ fragte er, auf ihn zugehend und ihm die Hand zum Gruße bietend — während er mit mehr Interesse als sonst Hauptmann Möller betrachtete.

„Ich glaube behaupten zu können, daß sie noch nicht hier ist,“ gab Röder zurück. „Sie haben daher Zeit,

sich noch auf den gefürchteten Moment des gräflichen Zornes vorzubereiten. Hauptmann Möller sagte mir wenigstens soeben", setzte er hinzu, „daß man von höchster Seite andere Pläne mit Frl. von Pichler gehabt habe".

„Ich wollte mir gerade erlauben, meinen Glückwunsch anzubringen, lieber Eberbach", sagte Möller verbindlich, aber mit einem Zuge um die Lippen, der seine Worte Lügen strafte — „ich hatte bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu".

„Und Sie wissen, daß man mir von hoher Seite kein Glück wünscht, Möller", unterbrach Werner etwas ungeduldig die schwulstigen Betheuerungen seines Kameraden.

„Ich weiß nichts — wirklich gar nichts, lieber Eberbach — es war nur so eine vage Vermuthung, die ich mir unvorsichtiger Weise gegen den Herrn Baron erlaubte — mehr ein Scherz. Es ist ja übrigens nur schmeichelhaft, wenn man eine Braut hat, die so viel begehrt ist".

Werner antwortete nicht, aber er sah abermals in sein Gesicht, und die Möglichkeit von dem, was Edith gesagt, schien ihm nicht mehr so zweifelhaft.

Ein jähes Aufleuchten in Möllers Gesicht unterbrach indessen das Gespräch; er hatte bemerkt wie die Generalin Werder mit Frl. v. Rosen in den nächsten Saal trat. Das junge Mädchen trug ein rosenfarbenes ,mit Spitzen verziertes Seidenkleid und sah in der That reizend aus.

Hauptmann Möller war schnell, wie ein Gedanke, verschwunden.

„Die kleine Rosen sieht wirklich heute Abend allerliebst aus", bemerkte Eberbach zu Röder, eigentlich nur um etwas zu sagen.

Der Baron zuckte die Achseln.

„Ich weiß jetzt wo die Linden wohnt, Eberbach", sagte er statt jeder Antwort, leise — „es ist leider Gottes in einem Hinterhause, so daß es Einem nicht einmal vergönnt ist, den Schatten ihrer Gestalt hinter dem Fenster zu sehen. Meine Aktien stehen schlecht".

„Ja, schlecht"; wiederholte Werner mechanisch, sich in Gedanken Ediths einfaches Zimmer vergegenwärtigend, mit dem Sessel, in welchem ihre geistesschwache Mutter lag.

Er hatte es nicht bemerkt, daß Frl. von Pichler im Nebenzimmer eingetreten war, Röder mußte ihn erst darauf aufmerksam machen und er schritt dann so mechanisch über die Schwelle, als ob er sich nur halb bewußt wäre, was er thue.

„Mein Kamerad Eberbach hätte sich sicher nicht mit Frl. von Pichler verlobt, wenn sie nicht so reich wäre", sagte ein junger Gardelieutenant zu Röder, während er seinen unreifen Schnurrbart drehte und mit dem Monocle im Auge, die jungen Damen mit seinem Interesse beglückte.

„Das glaube ich doch", gab Röder zurück, „Lieutenant von Eberbach würde sich nie aus materiellen Gründen verloben".

„Aber sie ist keine Frau für ihn".

„Hat sie keine anziehenden Eigenschaften?"

„Das schon. Sie soll sogar sehr häuslich und tugendhaft sein, aber sie ist weder elegant noch lebhaft — und der schöne, geistsprudelnde Eberbach — ich bitte Sie".

Röder verfolgte jetzt das Paar mit den Augen und ging sogar bis zum letzten Salon, wo er eben noch zur rechten Zeit das huldvollste Lächeln der Gräfin Reichenbach bemerkte, mit welchem sie die Beiden beglückwünschte. Sie konnte sich meisterhaft beherrschen,

in der That, denn es lag kein Schatten von Ungnade in ihrem Gesichte. Frl. von Pichler trug ein lichtblaues Atlaskleid, eine Farbe, die ihre stillen, ausdruckslosen Züge nur wenig hob. Sie war keine Frau mit chic, die sich zu kleiden verstand, das war offenbar, sondern hatte etwas von der biederen, auch der erlaubtesten Koketterie baren Art, wie sie die Kurfürstin liebte. Sie paßte äußerlich nicht recht — trotz ihrer mannigfaltig gerühmten Tugenden — zu Eberbach, das mußte auch Röder bemerken. Sie wäre gewiß fähig einen anderen tief zu beglücken — aber Eberbach mit seinem Freiheitsdrang und seiner ritterlichen Eleganz — für ihn schien sie ihm doch zu leidenschaftslos und einfach.

„Darf ich gnädiges Fräulein um einen Tanz bitten?" fragte er dann Frl. von Rosen, die zufällig in seiner Nähe stand und ihm, in Vergleich mit Eberbachs Braut, unendlich liebreizend erschien. Sie neigte ihr mit Rosenknospen geschmücktes Haupt und lächelte ihm mit dem frischesten Munde der Welt.

„Frau Gräfin scheint ganz ausgesöhnt mit dem neuen Brautpaare", sagte sie dann in naiver Mädchenart, „sie plaudert schon eine lange Weile mit den Beiden — und es ist doch nur eine Heirath um Geld".

„Um Geld? Das kann ich nicht mit Freund Eberbach zusammen vereinen, gnädiges Fräulein".

„Ich hätte es auch nicht gedacht. Aber man hat es ihm in der Familie so lange vorgesprochen, daß er sie liebe, bis er es selbst geglaubt hat."

Röder mußte lächeln. Die Kleine schien offenherziger, als das sonst hier der Fall war, aber es kam ihm vor, als neide sie Frl. von Pichler ihren schönen Bräutigam.

„Sind Sie mit dem Fräulein befreundet, Frl. von Rosen?“

„Ich?“ fragte sie schnippisch, ihren allerliebsten Mund aufwerfend, „sie ist sechs Jahre älter als ich — und außerdem viel zu tugendhaft“.

„Ich denke, das sind gnädiges Fräulein auch“, gab Röder galant zurück, den diese kindliche Unterhaltung zu amüsiren begann.

„Nein, das bin ich nicht. Ich bin nicht so prüde und sittsam, daß ich unschuldigen Vergnügungen hier am Hofe wie ein Schlachtopfer beiwohne, gehe auch nicht jeden Sonntag zweimal in die Kirche“.

„Auch nicht, wenn der schöne, junge Pfarrer Gruber predigt?“

„Nein, auch dann nicht, obgleich man dem zu Gefallen schon gehen möchte. Die Frau Generalin von Werder verhetzt meine Mama in Allem, was mich amüsirt“.

„Die Frau Generalin wird für Ihr rasch pulsirendes Herz fürchten, gnädiges Fräulein“.

„Ach nein, das ist es nicht, sie weiß wohl, daß mich nie ein Pfarrer heirathen würde, ich bin nicht fromm genug — es ist eben ein alter, sauer gewordener Familienkohl, den sie immer wieder meiner Mutter auftischt. Die Mutter des Pfarrer Gruber war eine Todfeindin der Generalin“.

„Aber sie lebt nicht mehr?“

„Ich glaube nicht. Die Grubers waren früher adelig, der Vater besaß eine hohe Stelle im Staate, aber er fiel, glaube ich, unter dem Könige von Westphalen in Ungnade — und die Familie verkam dann wohl so ziemlich im Elend“.

Im Elend — ging es durch Röders Gedanken. Wie leicht das von den Lippen des jungen Mädchens

flog. Sie hatte wohl keine Ahnung von der Bedeutung dieses Wortes.

„Es ist schade, daß unsere Hofverhältnisse so zersplittert sind“, fuhr sie harmlos plaudernd fort, „ich amüsire mich königlich hier bei der Frau Gräfin, obschon ich ein tiefes Mitleid mit der Kurfürstin nicht unterdrücken kann“.

Und ihre jungen Augen, die noch keine Thränen kannten, leuchteten abermals so harmlos und lebensfroh, als spräche sie von ihrer Toilette.

„Adele, willst Du nicht der Frau Gräfin die Hand küssen?“

Es war die mächtige Gestalt der Generalin Werder, die mit diesen Worten dem Geplauder der Beiden ein Ende machte.

Die Kleine erschrak offenbar bei dem Tone dieser Mentorstimme, denn sie verneigte sich sogleich vor dem Baron und sagte, schon halb im Fortgehen: „Also den ersten Walzer, Herr Baron, auf Wiedersehen“.

Röder sah ihr nach bis der letzte Zipfel ihres rosenrothen Kleides verschwunden war.

„Ist Ihre Tanzkarte schon besetzt, Herr Baron?“ fragte die Generalin, ein Gespräch anbahnend, welches offenbar der Zweck ihres Kommens gewesen war.

„Ich bin kein enragirter Tänzer, gnädige Frau“.

„Die Herren Gelehrten sind das selten, die ruhen oft lieber von schweren Gedanken am Whisttische aus“.

„Auch dazu bin ich leider unbrauchbar, aber ich amüsire mich auf meine Weise. Ich habe mich z. B. eben mit Frl. von Rosen sehr gut unterhalten“.

Die Generalin lächelte wohlgefällig.

„Die Kleine ist hübsch, aber eine Plaudertasche, sie spricht zuweilen in den Tag hinein wie ein zwölfjähriges Kind“.

„Sie wird auch nicht viel älter sein“, sagte der Baron verbindlich — „und bei so großer Jugend ist Naivetät reizvoll, dazu Zeichen eines guten Herzens“.

„Haben Sie schon das neue Brautpaar begrüßt, Herr Baron“, fuhr sie mit ihrer rasselnden Stimme fort, „wenn ich mich nicht irre ist ja Lieutenant von Eberbach Ihr spezieller Freund“.

„Wenn ich mir schon nach so kurzer Bekanntschaft erlauben dürfte ihn so zu nennen, würde ich mich sehr glücklich schätzen“.

„Er scheint demnach bei Männern ein gleiches Glück zu haben, wie bei Frauen — ich glaube von unseren jungen Damen würde ihm kaum Eine einen Korb gegeben haben“.

„Er ist auch in der That ein schöner und geistvoller Mann“.

„Aber nicht immer liebenswürdig — und dabei brutal revolutionär. Nehmen Sie sich als Diplomat in Acht“.

„Diese Seite habe ich an ihm noch nicht kennen gelernt“, sagte der Baron, wahrhaft indignirt von der Art dieser Frau, über Menschen zu richten.

„Und doch liegen diese Eigenschaften in der Familie. Sein Vater wurde aus solchen Gründen — freilich gnädig, weil die alte königl. Hoheit eine Vorliebe für ihn hatten — in den Ruhestand versetzt“.

„Ich bin mit seiner Familie leider nicht bekannt“.

„Sie ist nicht besonders bei Hofe angeschrieben. Die Engelsgüte der Frau Gräfin sucht freilich jede Schroffheit zu ebnen — aber man nennt in unseren Kreisen den Namen Eberbach mit dem der Gruber“.

„Gruber? So heißt doch der junge Pfarrer, der fast alle Herzen durch seine gehaltvollen Predigten und zaubervolle Rednergabe hinreißt?“

„Freilich, der Sohn scheint büßen zu wollen, was die Eltern verbrochen haben, es ist das ja immerhin anerkennenswerth".

„Das wußte ich nicht", sagte Röder ernst, „daß irgend ein Makel an dem Namen Gruber hafte. Ich lernte den jungen Mann schon in Berlin kennen und die Art seines Studiums und seiner Lebensweise zwangen mir Achtung ab".

„Und doch war sein Vater ein Hochverräther — und seine Mutter im Gerede mit König Jérome".

Röder sagte nichts, er hatte die Ueberzeugung, daß Haß und Bosheit, sowie aus den Zügen, auch aus den Worten der Generalin sprachen, aber er durfte und wollte sie sich nicht zur Feindin machen und unterdrückte seine Entrüstung.

Es fiel ihm allerdings ein, daß er einmal irgendwo unter den hessischen Verurtheilten den Namen Gruber gelesen, aber das war damals keine Schande. Und was Frau von Gruber betraf? Vielleicht war sie eine schöne Frau und wie gefährlich die westphälische Zeit für solche gewesen, das bedurfte keines Kommentares.

Ob die Generalin seine Verstimmung bemerkte oder ob sie überlegte, daß es besser sein dürfe ein anderes Thema anzuschlagen. Sie fächerte wenigstens eine Weile mit ihrem bunten Riesenfächer ihr geschminktes Gesicht und sagte dann im liebenswürdigsten Tone, der ihr zu Gebote stand:

„Haben Sie „Jessonda" von der Linden gehört, Herr Baron?"

„Ja, gnädige Frau, die Oper ist ohne alle Frage ein Meisterwerk — aber wenn ich nicht irre", fuhr er sich im nächsten Saale umsehend fort, „so bereitet man sich zur Tafel. Darf ich mir erlauben, sie in den Eßsaal zu führen, Frau Generalin?"

Es wäre ihm geradezu eine Tortur gewesen, banale Bemerkungen über die Künstlerin aus diesem Munde zu vernehmen. Er fühlte sich daher wie erlöst, als die Generalin ihre breite Hand auf seinen Arm legte und er sich auf der Schwelle des Eßsaales, für den Augenblick wenigstens, von ihr verabschieden durfte.

Er war bei Tafel zerstreut und in sich gekehrt und so sehr er sich auch bemühen mochte, seine Dame zu unterhalten, so gelang es ihm doch nur schlecht.

Er dachte an die bleichen, intelligenten Züge Herbert Grubers, wie er auf der Kollegbank im Hörsaale Schleiermachers gesessen und mit unermüdlichem Fleiße die Lehren in sich zu verarbeiten suchte, die ihm vielleicht Frieden bringen konnten nach all dem bitteren Weh der Kindheit. Welche Kämpfe mußte das Leben für die bringen, deren hochfliegende Seelen mit so furchtbarer Kleinheit der Verhältnisse zusammentrafen. Er sah sich unwillkürlich im Saale um. Waren die Menschen glücklich in solchen Verhältnissen?

Seine Augen fielen auf einen kleinen Seitentisch, an welchem Eberbach mit seiner Braut und Polizei-Kommissär Fehringer mit Frl. von Rosen saßen.

Wenn die Gräfin Reichenbach gegen die Heirath Eberbachs war und sie vielleicht an eine Möglichkeit dachte, sie zu zerstören, so konnte sie keine schlauere Wahl treffen, als den rosigen, lebensfrohen Backfisch, dem stillen, früh verblühten Gesicht Ernestine von Pichlers gegenüberzusetzen.

Röder ertappte sich auf diesem Gedanken — und mußte lächeln. Er hatte in kleinlicher Intrigue wahrlich schon recht nette Fortschritte gemacht. Werner von Eberbach lieh sicherlich kein aufmerksames Ohr

dem frischen Geplauder des hübschen Kindes, er war ernst und in sich gekehrt und Röder hatte Muße, den Kopf zu betrachten, der in seinem energischen Ausdrucke für ein thatkräftiges Leben geschaffen schien.

Die Generalin hatte ihm mit ihren Bemerkungen den Freund nur noch lieber gemacht und er sehnte sich beinahe danach, mit ihm durch die stille Nacht zu wandeln und ihn nach dem Schicksale der Familie Gruber zu fragen.

Er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß auch Eberbach mit Herbert bekannt sei.

Frl. von Pichler saß beinahe linkisch neben Werner, man konnte mit ihr fühlen, daß hier nicht ihr Platz sei, und es mußten besondere Absichten ihrer Einladung zu Grunde liegen. Diese unfreie Scheu machte sie unschön und Röder konnte kaum etwas zu ihren Gunsten sagen, als die Gräfin, die ihn in ihrer Nähe gefesselt hielt, ebenfalls von der unbegreiflichen Wahl Eberbachs sprach.

„Das wollen die Pioniere der Humanität und des Idealismus sein", fügte sie spöttelnd hinzu, „die eine ganz profane Geldheirath eingehen, um in behaglichem Wohlleben hinter dem Champagnerglase über staatliche Fragen zu klügeln — denn es ist kein Geheimniß, daß der Herr Lieutenant sich mit Reformplänen trägt — und vielleicht sogar ein Mitglied der hochverrätherischen kurprinzlichen Partei ist".

„Ich bin überzeugt, Frau Gräfin", sagte Röder, die letzte Bemerkung absichtlich umgehend, „daß hier wieder einmal das ewige Problem der Liebe uns eine Frage zu lösen giebt — der Pfeil Amors zielt planlos und ist unberechenbar. Indessen, ich gestehe, Frau Gräfin, ich bin zu fremd hier um mir ein Urtheil zu

erlauben, aber ich bin überzeugt, daß Fräulein von Pichler für manche Naturen einen großen Zauber haben kann".

„Freilich, besonders für die Aebtissinnen gewisser Klöster. Nichts giebt der Liebe rascher den Tod, als Langeweile. Doch ich thue ihm vielleicht Unrecht — es ist ja möglich, daß er sich selbst zum Opfer bringt, während er mit ihrem Gelde eine Revolution ins Leben zu setzen beabsichtigt".

„Die Eberbachs sind von der Sorte Menschen, die mir eigentlich sympathisch sein könnten", fuhr sie dann in einer Anwandlung von Offenherzigkeit fort, „sie haben das Zeug, für ihre Idee zu leben und zu sterben — man könnte das achten, wenn sie nicht gerade in unser Gehege kämen. Ein Repräsentant dieser Sorte ist auch der junge Gruber — seine Predigten könnten Einem alles Irdische abschwören lassen. Ich möchte ihn und die kleine Linden eigentlich in meine Kreise ziehen, wenn es anginge. Die Letztere hat es mir geradezu angethan — ihre Stimme ist noch seelischer als die der Heinefetter — und interessant ist es, daß ihre Augen viel mehr in die Kirche passen, als auf die Bühne. Ich wette, sie ist katholisch und hat sie oft zur Mutter Gottes aufgeschlagen".

Jetzt kam der Kurfürst aus dem Rauchzimmer und suchte die Gräfin.

Röder zog sich zurück und forderte Frl. von Pichler zum Tanze auf. Er hatte den ganzen Abend das tiefste Mitleid mit ihr gehabt.

Als die Gesellschaft zu Ende war, begleitete er sie mit Eberbach zur kurfürstlichen Equipage, die sie abholte. Der Abschied der Verlobten war herzlich, aber leidenschaftslos.

Als Röder neben Eberbach weiter ging, dachte er darüber nach, wie schwer es sei, die Herzen der Menschen zu erkennen und wie der Charaktervolle kämpfen müsse, um unbeirrt den Weg zu gehen, den er sich vorgezeichnet.

„Haben Sie sich gut amüsirt, Röder?“ fragte Eberbach, sich seinerseits aus Gedanken herausreißend.

„In meiner Weise, ja“, sagte dieser. „Ich bin nach Kassel gekommen, um die Zollangelegenheiten ins Auge zu fassen — und komme ins Menschenstudium hinein. Es ist einerlei, kleinliche, verwickelte Verhältnisse erziehen dennoch zuweilen die größten Menschen“.

„Ist Ihnen das heute Abend zum Bewußtsein gekommen?“

„Theilweise. Ich glaube, ich sprach Ihnen schon einmal von meinem Freunde — wenn ich ihn so nennen darf — Gruber. Ich wußte damals nicht, daß Sie, lieber Eberbach, dieser Familie nahe gestanden?“

Werner hob den Kopf und sah betroffen in des Barons Gesicht.

„Ich war allerdings, und bin es noch, sehr befreundet mit seinem Bruder, ohne ihn selbst anders als oberflächlich gekannt zu haben“.

„Hat Herbert Gruber einen Bruder?“

„Ja, er war mit mir im gleichen Regimente und wurde noch unter der Regierung des vorigen Kurfürsten beschuldigt, die Beschwerde wegen zu niederen Gehaltes der Offiziere ins Leben gerufen zu haben, die damals so viel von sich reden machte. Es spielten wohl noch unaufgeklärte Angebereien hinein — denn er wurde, ohne rechtmäßige Verhandlung und ohne Urtheil, des Landes verwiesen. Ich weiß bestimmt, daß er dies

Beschuldigung nicht verdiente, denn er war nicht mehr und nicht weniger als wir Anderen von der Nothwendigkeit durchdrungen. Eberhard Gruber ist einer der offensten und biedersten Menschen, er hatte durch der Eltern Schicksal eine schwere Jugend und nahm das Leben schon damals ernster, als wir anderen jungen Leute. Als man ihm seinen Säbel abnahm, brach er fast zusammen. Er war eine leidenschaftliche Natur und verlangte nach einem thatkräftigen Leben. Der Gedanke, seine Kraft nicht für sein Vaterland einsetzen zu dürfen, traf ihn hart".

„Und giebt es keine Möglichkeit die Schändlichen zu entlarven, die ihn ins Elend brachten?"

Werner von Eberbach schwieg ein paar Augenblicke, dann blieb er plötzlich stehen und sagte, mit jenem tiefen Tone, der aus der Seele der Menschen zu kommen scheint und wieder zum Herzen geht:

„Eberhard Gruber hat eine Schwester, Röder, ein hochherziges, seltenes Mädchen, die es sich zur Aufgabe gemacht hat — ohne eigene Wünsche — für den Bruder im Exil die Heimath wieder zu gewinnen und den Verrath zu entlarven. Sie hat daneben die traurige Mission, das brechende Herz einer Mutter aufzurichten und für deren Unterhalt zu sorgen".

„Und kann man diesem Mädchen nicht behülflich sein?" fragte Röder, beklommen ob des ernsten Tones.

„Vielleicht. Wenn Sie mir versprechen, Röder, die Ruhe dieses Mädchens in keiner Weise stören und das Geheimniß ihres Namens der Welt gegenüber wahren zu wollen, so will ich Sie zu ihr führen. Ihr Leben wirft vielleicht einen erlösenden Schein über die Falschheit und Intrigue, die Ihnen in unseren trostlosen Verhältnissen entgegentritt — und sie kommen zu der Ansicht, daß es hier noch edle Menschen giebt".

„Ja, es ist das einzig Versöhnende, was in solchen Zeiten liegt, daß sie Einzelne zu Märtyrern reift und sie zur Leuchte der Menschheit erhebt. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich für werth erachten, Frl. Gruber kennen zu lernen.

Und nun noch eine Frage, Eberbach, die Generalin Werder sagte mir heute Abend, daß Herbert Grubers Vater zum Tode verurtheilt wurde und brachte seine Mutter mit dem König von Westphalen zusammen?"

„Beides ist wahr, aber nicht in dem Sinne, in welchem es die Generalin deutete.

Ich erzähle Ihnen das ein andermal, Röder, nur Eines darf ich Ihnen versichern, daß es edle Menschen waren. Ich sage waren, denn auch Frau Gruber ist nur noch ein Schatten ihres Ichs".

„Ich habe doch nicht gedacht, daß unglückliche politische Verhältnisse so zerstörend bis in die Herzen Einzelner dringen können!

Ich fühle mich müde, seitdem ich in Kassel bin und habe das Gefühl, als könne ich nur ausruhen bei Menschen, die nichts thun als einfach und unbewußt ihre Pflicht".

„Das sollen Sie, ich verspreche es Ihnen, ich bringe Sie in den nächsten Tagen zu Edith Gruber".

Sie waren, wie selbstverständlich, beide über den Königsplatz gegangen und standen, ehe sie es dachten, vor ihrem Hause. Der Mond schien beinahe tageshell und sein Licht fiel senkrecht in den kleinen Hof, der das Haus umgab.

Sie blieben stehen und sahen stumm gegen die weiße, leuchtende Mauer.

„Da wohnt Edith Gruber", sagte endlich Werner tonlos.

„Edith Gruber? Demoiselle Linden?“ und dann ergriff der Baron die beiden Hände Werners, als bedürfe er einer Stütze.

Er sagte nichts weiter — auch Werner schwieg und als sie nach langer Weile durch die stillen, mitternächtigen Straßen schritten, waren es ihre eigenen, gleichmäßigen Schritte die durch die Nacht hallten.

*
* *

Einige Tage später fand der letzte große Maskenball im Theater statt. Der Hof befand sich in der Loge und beobachtete unaufhörlich, mit und ohne Gläser, die sich vorüberdrängenden Masken. Zuweilen verschwand die Gräfin und man wollte wissen, daß sie sich dann, im Domino versteckt, unter die Gesellschaft mische.

Man war in allen Kreisen begierig ob der blaue Domino, der beim letzten Male so viel von sich reden gemacht, auch diesmal erscheinen würde.

Frl. von Pichler, die, im Sinne der Kurfürstin, geräuschvolle Vergnügungen nicht liebte, hatte es vorgezogen zu Hause zu bleiben, fand es aber selbstverständlich, daß Eberbach nicht fehlen dürfe, um so weniger, da es der Kurfürst liebte, bei solchen Gelegenheiten mit seinen Offizieren zu prunken. Er hatte sich daher Röder, den er am Abende vorher bei Grubers eingeführt hatte, angeschlossen. Sie hielten es Beide nicht für unmöglich, daß Edith, von irgend einer Aussicht zur Erreichung ihres Zweckes getrieben, dort flüchtig erscheinen könne. — Sie wußten, daß sie dann schutzlos war, weil sie weder ihre Mutter, noch Herbert, um diese zu schonen, davon in Kenntniß setzen würde.

Die beiden Herren waren in Hofkostümen aus der Zeit Ludwigs XV. — lila Sammt mit Gold gestickt, dazu kurze Atlashosen, seidene Strümpfe und ausgeschnittene Schnallenschuhe. An den kleidsamen Baretts hielten imitirte Brillantagraffen die langen Federn. Sie sahen gut aus und waren zwei der gepriesensten Masken des Abends. Sie hatten sich, um ungestört beobachten zu können, auf einen kleinen Divan gesetzt, der hinter einer Säule stand und verfolgten mit den Augen ein Paar, welches schon mehrere Male an ihnen vorüber gegangen war. Die Figur der Dame, die eine elegante, geschmackvolle Phantasiemaske trug, war elastisch und schön — und die beiden Freunde begannen gerade den Kreis ihrer Bekannten durchzugehen um sie zu errathen, als Werner plötzlich und rasch Röders Arm berührte:

„Der blaue Domino — vom letzten Balle", flüsterte er, „da waltet kein Zweifel ob. Dieselben goldbraunen Locken, die Biegung des Halses — die schlanke Hand — zwar diesmal in Handschuhen".

„Sie kommt hierher", sagte Eberbach, „wir wollen nicht ruhen, bis sie beichtet".

„Ah — Messieurs haben Ihre erlauchten Gräber in Frankreich verlassen —" sagte sie näher tretend, mit lispelnder Maskenstimme.

„Um den berühmten blauen Domino zu begrüßen", unterbrach sie Röder, „von dessen nordischem Reize wir sogar im Orkus vernommen".

„Interessirt man sich da auch für Maskenbälle? das ist reizend, dann erscheint mir der Tod weniger schrecklich. Machen Sie mir ein wenig Platz, Messieurs, ich habe mir sagen lassen, daß man an Ihrem galanten Hofe es verstanden hat, liebenswürdig gegen Damen zu sein".

„Besonders wenn sie schön und geistreich waren“, warf Eberbach ein, indem er ihr einen Stuhl anbot.

„Schön und geistreich? Ich bin vielleicht beides nicht — mais c'est égale — Messieurs halten mich dafür, und das genügt. Seid Ihr ohne Damenbegleitung, schöne Masken?“

„Das versteht sich, wir suchten Dich, den blauen Domino, dessen mystische Reize uns seit dem letzten Balle verfolgen“.

„Den blauen Domino?“ fragte sie gedehnt, während sie Eberbachs Haar zu erkennen suchte. „Freilich, die Herren sind ohne Begleitung — aber ich — ich bin eine Seherin, Messieurs — und Eure Herzen sind dennoch nicht frei“.

„Nicht frei?“ fragten sie wie aus einem Munde.

„Nein, nicht frei und nichts ist langweiliger für blaue Dominos, als Verliebte — oder gar Verlobte“.

Sie rief einen vorübergehenden Narren herbei und sagte schäkernd:

„Nimm mich mit, edler Narr, Du täuschest mich wenigstens nicht — und wir narren uns beide. Die da aber, vornehme, französische Cavaliere, führen Damen an der Nase herum“.

„Monsieur le Marquis“, wendete sie sich an Röder, „hat auf dem letzten Hofball mit einem niedlichen Backfisch schön gethan und sein stolzer Freund ihn beneidet, denn an seiner tugendgespreizten Braut liebt dieser nichts, als das Geld“.

Als sie verschwunden war, sahen sich die beiden Freunde verblüfft an und fragten sich, wie es denn eigentlich möglich sei, daß man sie erkannt habe.

Der blaue Domino mußte demnach aus der Gesellschaft sein, darin stimmten sie beide überein, nur

als Röder meinte, es könne am Ende gar Frl. von Pichler selbst sein, wies es Eberbach entschieden zurück. Fast hätte er es gewünscht, daß seine Ernestine eines solchen Scherzes fähig gewesen wäre — er liebte den Humor bei schönen Frauen — aber eher wäre die Welt untergegangen, ehe sie auf solche Dinge gekommen oder sie gar zur Ausführung gebracht hätte.

Darin aber stimmten beide überein, daß der blaue Domino einen Doppelgänger haben müsse, denn derjenige, dessen sich Werner vom vorigen Balle erinnern wollte, habe eine majestätischere Figur und künstlerische Bewegungen gehabt.

Sie sagten sich dann schließlich, daß sich die Sache nicht der Mühe verlohne, darüber zu sprechen, und daß die Dame eben so gut irgend eine Tänzerin vom Theater sein könne, die durch einen Verehrer mit den Hofkreisen bekannt sei.

Das Paar, welches den beiden Freunden zuerst aufgefallen war, hatte sich inzwischen getrennt. Die schöne Phantasiemaske war ihrem Bewunderer, einem etwas mißglückten Don Quichote, entschlüpft und er hatte schon mehrere Male den Raum durchstreift, um sie wieder zu finden.

Endlich entdeckte er sie, unendlich graziös unter einer gemalten Palme gelehnt, in einem zum allegorischen Garten verwandelten Seitenkabinet.

„Ah — darf ich mich zu Dir setzen, schöne Maske?"

„Nur unter einer Bedingung".

„Und die wäre?"

„Daß Du mir die Dame verräthst, die Du heute vor neun Jahren geliebt hast".

„O schöne Maske, wie könnte man sich in Deiner Nähe an andere Damen erinnern? Deine Frage ist parador“.

„So denke, ich sei capriziös. Schöne Frauen haben selbst das Recht parador zu sein, womit sollten sie sonst Eure Launen pariren?“

„Und wirst Du dann ein Glas Eis in meiner Gesellschaft verzehren und mit mir ein Menuet tanzen?“

„Das nur, wenn Du mir drei Fragen ehrlich und der Wahrheit gemäß beantwortest“.

Don Quichote fixirte mit ein paar wasserblauen Augen, die durchaus nicht zu dem Charakter seiner Maske stimmen wollten, sein schönes Gegenüber. Das Mädchen saß immer nachlässig auf der Bank und kreuzte die beiden reizendsten Füße der Welt auf dem blumigen Teppich.

„Nun?“ fragte sie.

„Ich möchte vorerst wissen, ob Du mich kennst und in wie fern Dich meine Vergangenheit interessiren könnte?“

„Und wenn ich nun ein Gelübde gethan, die erste Maske, die mir an diesem Abende gefiel, um die Antwort dreier Fragen zu bitten? Könnte das Deiner Neugierde nicht genügen?“

„Nicht ganz“.

„Dann geh Deiner Wege, ich habe keine Gemeinschaft mehr mit Dir“.

Und ehe er antworten konnte, war das Mädchen mit der Gewandtheit eines Aales entschlüpft und in der Masse verschwunden.

Der abenteuerliche Spanier stand verblüfft. Wer war diese Maske und was wollte sie von ihm?

Er warf sich, über sich selbst geärgert, auf die Bank und befahl dem Kellner ihm eine Flasche Rheinwein zu bringen. Er mußte sich in Stimmung trinken.

War er wieder einmal verliebt? Das schöne Kind hatte es ihm angethan, das war klar — und wenn er diese herrliche Gestalt mit den goldblonden Locken nicht wieder fand, so war seine Maskenfreude verpufft.

Warum war er auch nicht auf ihren Scherz eingegangen und hatte ihr, die gewiß harmlosen Fragen beantwortet.

Er goß sich ein Glas nach dem andern ein, in der stillen Hoffnung sie würde wiederkommen, denn daß auch er Eindruck gemacht, erlaubte ihm seine männliche Eitelkeit sich zu gestehen.

Er konnte von seinem Platze aus, trotzdem er ziemlich abseits saß, einen großen Theil des Raumes übersehen und manches fliegende Wort Vorübergehender traf ihn und nöthigte ihn zum Gegenscherz — nur seine schöne Maske mit dem rothen Sammtmieder und Goldlatz — die kam noch immer nicht. Wer sie wohl sein mochte?

Er ging in Gedanken seine Bekanntenkreise durch. Die kleine Rosen vielleicht? Nein, der ihr Haar war dunkler. Bella Elben? Ei bewahre, die war seinem Kameraden Kreuzer heimlich verlobt und ging nicht auf Maskenbälle.

Es würde doch nicht am Ende gar seine abgedankte Geliebte, die Fanny vom Ballet sein, weil sie drei Fragen beantwortet haben wollte?

„Du bist verliebt, edler Spanier, und erwartest eine Maske, die Dir entschlüpfte? Ist es nicht so?“

Er sah sich um und eine alte, gebückte Zigeunerin mit widriger Maske stand vor ihm, sie hielt in ihren zitternden Händen einen Stock.

„Wenn Du das denn so gut weißt, alte Hexe, so sage mir auch ob sie wieder kommen wird“.

„Ich denke, sie wird wiederkommen, aber trinke inzwischen nicht zu viel, sie könnte in anderer Gestalt erscheinen und Dir unkenntlich sein“.

„O, ich würde sie wiedererkennen, schon an ihrem goldenen Wellenhaar“.

Die Alte schüttelte den Kopf, daß ihre grauen, borstigen Haare über die Stirne fielen.

„Soll ich Dir wahrsagen?“ fragte sie, indem sie sich zum Gehen anschickte und Miene machte eine andere Maske zu verfolgen.

„Wenn Du mir Gutes verkünden willst, warum nicht?“

Die Alte bückte sich über seine breite gepflegte Hand und nahm sie in die ihre.

„Aus vornehmen Hause“ — kicherte sie — „da ist nicht alles ganz glatt.“

„Erwarten mich besonders glückliche Schicksale? Beeile Dich“.

„Da sind so verwickelte Linien“, sagte sie heiser, „die sich nicht so schnell entziffern lassen — habe Geduld .... gebrochene Frauenherzen — und —“

„Und?“

„Ach das ist ja nicht möglich“, stotterte die Alte kopfschüttelnd, seine Hand noch fester in die ihre nehmend, wie zu sich selbst — „auch ist die Linie schwach — es muß schon lange her sein, was ich da lese — —“

„Was liesest Du Alte, spanne mich nicht auf die Folter“.

„Ich lese, daß — um eines Weibes Willen — Du einen Kameraden verrathen hast — — aber es muß schon lange her sein — sehr lange“.

Die Hand des Don Quichote zuckte in der braunen der Zigeunerin — er wollte sie ihr entreißen, aber sie hielt sie fest.

„Warte noch einen Moment, liebe Maske, vielleicht habe ich mich getäuscht — denn es war mir zu gleicher Zeit, als gestaltete sich aus diesen Linien ein Brief, den Du geschrieben — und der viel Elend gebracht — viel — viel Elend“.

Jetzt entriß der Pseudo-Don Quichote ihr vor Wuth schäumend seine Hand.

„Geh zum Teufel, alter Satan, mit Deinem Zauberspuk — Du lügst!“

„Ha, ha, ha“, kicherte die Zigeunerin, „desto besser, desto besser, soll mich freuen für Dich — wer wird Scherze so tragisch nehmen, war ja nur ein Scherz — ha ha ha ha“ und dann humpelte sie weiter, bis zu einer entlegenen Seitenthüre, hinter welcher sie verschwand.

Der Ausgang ging durch einen schmalen Korridor auf die Treppe, die zu den Garderoben der Schauspielerinnen führte. Kaum war die Zigeunerin da im Dunkeln angelangt, so öffnete sie mit einem Schlüssel eine Thüre, welche in ein erleuchtetes Kabinet führte. Sie warf Maske und Perrücke von sich, wusch Gesicht und Hände und schlüpfte in einen schwarzseidenen Domino, der zur Hand lag. Ihr lichtbraunes Wellenhaar, das jetzt frei über ihre Schultern fluthete, zwang sie in einen Knoten.

Sie war wieder groß und schlank und Niemand hätte vermuthet, daß eine solche Metamorphose möglich sei.

Sie besann sich nur eine kurze Weile, dann ging sie bis zur Treppe, die zur kurfürstlichen Loge führte.

Sollte sie — oder sollte sie nicht?

Nein, nicht an das Herz, selbst nicht unter einer Maske, es wäre das eines reinen Menschen unwürdig.

Ich gehe morgen, mit Ernestinens Hülfe, zur Kurfürstin und beichte ihr Alles. Die edle Dulderin wird besseres Verständniß für gekränkte Menschen haben, als eine Frau, die ihr Glück auf Sünde aufgebaut.

Sie zog ihre Kapuze fester über den Kopf und ging, von einigen neckenden Bemerkungen Vorübergehender verfolgt, nach dem Ausgange.

An der Ecke vom Friedrichsplatz hielt ein Wagen. Der Kutscher war halb verschlafen, halb trunken. Sie konnte den Schlag nicht öffnen und sah sich nach Hülfe um.

„Soll ich Sie nach Hause begleiten, Edith?" fragte die wohlbekannte Stimme Werners, der ihr den Schlag öffnete.

„Sie hier, Werner, haben Sie mich erkannt?"

„Ja. Gott weiß, an was, Edith, aber ich würde Sie unter Millionen erkennen".

Seine Stimme hatte einen bewegten Klang, wie ihn das Mädchen noch nie an ihm vernommen hatte.

„Ich fahre allein, Werner, gute Nacht".

Sie sprang in den Wagen, gab dem Kutscher ein Zeichen und fuhr davon.

Werner blieb stehen bis der Wagen verschwunden war. Vor seinen Augen wurde es dunkel — dann feuchteten sie sich. Es regte sich etwas in seinem Herzen, was er bis jetzt noch niemals empfunden — eine Sehnsucht — ein Weh — er hätte mit der kleinen englischen Nachtigall sterben mögen.

Und Edith? Sie saß im Wagen und bebte von den Erlebnissen des Abends. Sie malte es sich aus, daß sich vielleicht die Kurfürstin für Eberhard ver-

wenden könne, und wie er eines Tages, wieder einem deutschen Regimente einverleibt — vom Verdachte gereinigt, in das Zimmer der Mutter treten würde.

Gab es für sie einen schöneren Lohn? — Eine glücklichere Stunde? — — — — — — — —

* *
*

Schon am anderen Tage gegen Abend hatte Edith, durch Frl. von Pichlers Vermittlung, eine Audienz bei der Kurfürstin.

Sie betrat befangen das Gemach, in welches sie beschieden wurde — sie hatte die hohe Frau, die Helferin der Armen und Beschützerin der Gedrückten, noch niemals in der Nähe gesehen. Wie sehr war sie aber gerührt und dankerfüllt, als ihr die edle Dame mit fast mütterlicher Herzlichkeit entgegentrat und die Hand zum Kusse reichte.

„Kommen sie her, mein liebes Kind“, sagte sie, das junge Mädchen mit sichtbarem Interesse betrachtend und von ihrer reizvollen Schönheit ergriffen, „setzne Sie sich zu mir und erzählen Sie mir alles was Sie auf dem Herzen haben. Ich liebe Sie nicht allein aus meiner Pichler Schilderungen, sondern auch ob Ihres herrlichen Bruders, der so Tausenden von Menschenseelen allsonntäglich den Frieden giebt. Wie tief faßt er das Christenthum auf, und wie weiß er die reinen Lehren in edlen Gefäßen zu reichen. Wenn es ihn erfreuen könnte, so sagen Sie ihm, daß ich ihn für einen Apostel Jesu im rechten Sinne halte, und daß ich ihm danke für das Gute, was er bedrückten Menschen thut. Seine Adventspredigten waren überzeugend und ergreifend“.

„Und doch fürchtet er, daß sein Aufenthalt in unserer lieben Vaterstadt nicht von Dauer sein dürfte“,

warf Edith schüchtern ein, während sie sich bescheiden auf dem niederen Fauteuil neben der Kurfürstin niederließ.

Ueber das Gesicht der hohen Frau glitt ein Schatten.

„Wohl möglich“, sagte sie seufzend. „Wir stehen auf schwankendem Boden, Kind. Leute, die gerade und fest auftreten, können sich da nur schwer halten. Aber es wird — mit Gottes Willen — nicht immer so bleiben.

Nun erzählen Sie mir aber von Ihren Eltern, von Ihren Brüdern und wie Sie Selbst aus Ihrem ernsten Denken heraus, den Muth faßten die Bretter zu betreten. Ich finde darüber in Ihrem lieben Gesicht auch nicht eine Linie, die mir Aufschluß gäbe.

Nur das Eine weiß ich“, setzte sie noch hinzu, „daß Ihre ganze Familie treu und ehrlich mit dem kurfürstlichen Hause ging — und mit Liebe an unserem Vaterlande hängt“.

„Eben die Liebe, königl. Hoheit, die war es auch, die mir zu Allem Muth gab“, sagte Edith schüchtern. „Die Liebe, in erster Linie, zu meinem armen, verbannten Bruder und in zweiter zu unserem schönen, geliebten Vaterlande. Daß es gerade die Kunst ist, mit welcher ich meine Mutter erhalten darf, königl. Hoheit, das habe ich immer Gott, als besondere Gnade gedankt“.

Die Kurfürstin nickte lächelnd und strich mit ihrer weichen Hand über des Mädchens lockigen Scheitel.

Und dann begann Edith so unbefangen, als säße sie bei ihrer Mutter, die Geschichte ihres Hauses zu erzählen, deren Glieder in so tragischer Weise die Opfer der damaligen Zeit wurden.

Sie schilderte mit ergreifender Lebendigkeit, wie sie als Kind in unüberwindlicher Scheu die Gefängnißzelle ihres Vaters betreten, zu seinen Füßen gekauert und gelitten ob seines leidenden, geliebten Angesichtes.

Und wie sie dann, während er mit der Mutter gesprochen, in einen Winkel gegangen, die Hände gefaltet habe und Gott gebeten ihn glücklich zu machen.

Und dann begann sein Geist sich zu umnachten und er, zu dem sie als ihrem Höchsten empor gesehen, er sollte gebrochen, mit weißen Haaren — ein Wahnsinniger — das Gefängniß verlassen.

Und dann sprach sie von der Mutter, die ihn im abgelegenen Dorfe behütet und gepflegt, vor dem Spotte der Menschen verborgen hatte — bis er immer matter und matter endlich zusammenbrach.

Hier senkten sich ihre Lider und eine einsame Thräne fiel langsam auf ihre schmalen gefalteten Hände.

Sie sprach dann von Köln, von dem Aufenthalte in der fremden Stadt und von dem Bruder Eberhard, der der Mutter Stolz und Stütze wurde. Wie waren die Tage licht für sie alle, wenn er bei ihnen eingekehrt!

Und dann kam eine dunkle Nacht, in der er Abschied nahm, — zwischen ihnen und ihm das Meer — das Exil. — —

Edith schluchzte — bis dahin hatte sie sich fassen können. Das war ja alles noch in der Kinderzeit an ihrer jungen Seele vorübergegangen — sie hatte gelitten, aber unbewußt und ohne Sorgen.

Jetzt wurde das anders. Der Bruder, der die Mutter aufrecht erhalten, legte diese Sorge an ihr junges Herz. Herbert war noch in Hanau auf der

Schule, sie, das vierzehnjährige Kind, sie wollte der Mutter helfen, ihr die Sorgen erleichtern und im Sinne Eberhards leben, der jetzt einsamer wie sie, sich nur in Gedanken ihnen einen konnte. Die Mutter brach zusammen. Der letzte Rest des Geldes reichte nur noch für wenige Jahre, es hieß nun die Zügel in die Hand nehmen und sich mit dem abfinden, was übrig blieb.

Der Kurfürstin war es, während sie dem Mädchen lauschte, als sähe sie dieselbe vor ihren Augen wachsen. Die sorgenvollen Nächte, die arbeitsmüden Tage, und vollends die Entbehrungen ihrer Jugend.

Ach sie fühlte es, wie der Frühling keine Knospen brachte — der kalte Reif hatte ja sein Bestes im Keime erstickt!

„Armes Kind", sagte sie, sich selbst die Thränen aus den Augen wischend, „wie haben Sie schon so früh kämpfen müssen".

„Es bleiben mir dafür vielleicht später Täuschungen erspart", entgegnete Edith, nicht ganz ohne den herben Ton, der so leicht an denen haftet, die zu früh gelitten haben.

„Aber Sie müssen auch nicht Dingen aus dem Wege gehen, die Vergangenes sühnen könnten und Ihnen Glück bringen", sagte die edle Dame; „um gut zu bleiben bedürfen wir Menschen auch besänftigende Elemente. Besonders dann", setzte sie hinzu, ihre Augen befriedigend auf das schöne Mädchen heftend, „wenn man von den Musen gesegnet wurde; Künstlernaturen sind stimmungsbedürftig, gerade bei Dingen, die die meisten Menschen mit der Vernunft abmachen".

Edith beugte sich über die Hand der Kurfürstin und küßte sie. Wie lange hatte sie schon nicht mehr die wohlwollende Stimme einer Frau vernommen, bei

der Geist und Herz so harmonisch Hand in Hand gingen, wie bei ihr! Schon daß sie so offen sein konnte, so rückhaltslos alles sagen, war ihr eine lang entbehrte Wohlthat.

Ernestine war ja gut und theilnahmsvoll, aber sie war so anders wie sie selbst, und verstand viel besser die Wege ihres Bruders Herbert, als die ihren.

Sie fuhr daher auch, nachdem die hohe Frau sie aufgemuntert, rückhaltslos in ihrer Erzählung fort, bis zu dem Maskenballe und den dabei zur Ueberzeugung gewordenen Vermuthungen bezüglich Hauptmann Möllers.

Als sie geendet, war die Kurfürstin nachdenklich geworden und tiefes Leid lag auf ihrem Gesichte.

Ihre eigene demüthigende Stellung, mit allen ihren Konsequenzen mochte wohl in ihr lebendig werden. Es war Edith, als könne sie diese Gedanken von der hohen, sorgenvollen Stirn lesen.

„Helfen kann ich Ihnen da kaum, mein liebes Kind", sagte sie endlich mit einem Seufzer — „und rathen? Ich will es versuchen bei einer gelegentlichen Zusammenkunft mit dem Kurfürsten — die aber Gott sei es geklagt immer seltener werden — die Intrigue Möllers zu erwähnen".

„Und ohne mich zu verrathen, königl. Hoheit."

„Ohne Sie zu verrathen, daß versteht sich von selbst. Ich hege indessen die Ueberzeugung, daß meine Einmischung nichts nützen wird — und Sie hätten fast klüger gethan, sich an eine andere Stelle zu wenden".

Das junge Mädchen machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Wie lange haben Sie keine Nachrichten von Ihrem Bruder?"

„Seit zwei Monaten, königl. Hoheit, er hatte sich eine Kleinigkeit gespart und dachte daran sein kleines Blockhaus zu vergrößern — um Farmer zu werden".

„Und thäte er nicht doch am Ende besser, nach so vielen Jahren sich dort eine Heimath zu gründen?"

„Königliche Hoheit — es wäre zu bitter für uns Alle".

„Unser liebes Vaterland", fuhr die hohe Frau fort, „liegt hoffentlich in den Geburtswehen einer neuen Zeit — ich bete zu Gott, daß er meinen Sohn erleuchten möge, wenn er zur Regierung gelangen sollte".

„Und doch", sagte Edith schüchtern, „hat mein armer Bruder eine Sehnsucht nach dieser Heimath, wie eine Mutter nach dem Kinde, das hülfsbedürftig ist".

Die Kurfürstin war aufgestanden und schritt jetzt mit aufgeregten Schritten durch ihr Gemach — ihre Augen waren gesenkt.

Nach einer Weile blieb sie vor Edith, die sich gleichfalls erhoben hatte, stehen und sagte, noch immer in Gedanken versunken:

„Die einzige Möglichkeit Ihrem Bruder Gutes zu thun, liebes Kind, wäre vielleicht die, ihn einem preußischen Regimente einzuverleiben".

„Königl. Hoheit — —"

„Nur die Möglichkeit Kind — denn es wäre schwer wegen Preußens Stellung Kurhessen gegenüber — vorläufig wenigstens wollen wir nicht weiter darüber sprechen".

Edith stand regungslos — mit bleichem Gesicht und feuchtglänzenden Augen.

Vor ihrer Seele stieg eine neue Welt auf — wenn es möglich wäre — Großer Gott! Sie hätte vor der

edlen Frau niedersinken mögen und den Saum ihres Kleides küssen.

„Und nun noch eine Frage, Kind“, riß sie die Kurfürstin aus ihren Träumen, „Sie sind befreundet mit meiner Pichler Bräutigam?“ Edith bejahte. „Dann wissen Sie auch vielleicht, ob er zuweilen in die Versammlung geht, die sich zu Gunsten meines Sohnes allwöchentlich vereinen soll und deren Existenz zu den Ohren der Regierung unter dem Namen „die prinzliche Partei“ gedrungen ist?“

„Nein, königl. Hoheit, davon weiß ich nichts“.

„Man sieht auf die Mitglieder dieser Partei sehr mißliebig, liebes Fräulein, und ich möchte Ihnen nur einen Wink gegeben haben, Herrn von Eberbach das zu erwähnen“.

„Und Ernestine, weiß sie darum?“ fragte Edith.

„Keinenfalls, sie würde sich auch zu sehr beunruhigen — auch darum bitten Sie Herrn von Eberbach, seine Braut nicht mit politischen Angelegenheiten zu behelligen. Unsere gute Pichler ist opferbereit, aber nicht thatkräftig. Ich habe das früher nicht so gewußt, wie sich ja überhaupt erst die Charaktere entwickeln, wenn das Leben an die Menschen herantritt“.

Edith war nachdenkend und ernst geworden, aber sie konnte doch ein stolzes Gefühl nicht unterdrücken, wenn sie an Werner dachte. Er bäumte sich doch wenigstens gegen diese trostlosen Verhältnisse auf! Sie begriff nicht, wie das nicht auch Ernestine stolz machen sollte.

Als sie dann von der Kurfürstin entlassen wurde versprach ihr diese, auch ihrem Sohn die Möllersche Angelegenheit ans Herz zu legen, er würde jedenfalls leichter eine Gelegenheit finden mit dem Kurfürsten darüber zu reden, als sie selbst.

Etwa eine Woche später, zur Theestunde, trat Herbert in seiner Mutter Zimmer, er war ernst und verstimmt. Erst als die Mutter in ihrem gewöhnlichen Schlummer lag, fand Edith den Muth, die Frage, die ihr die ganze Zeit auf dem Herzen gebrannt, an ihren Bruder zu richten.

„Weißt Du etwas von einer kurprinzlichen Partei, Herbert“, fragte sie so harmlos wie möglich, während sie ihre Augen auf die Arbeit gesenkt hielt.

„Und wenn ich es wüßte, würde ich es vermeiden darüber zu sprechen, weil diese Dinge den Geistlichen nicht berühren sollen. Wer sprach Dir davon?“

„Erst wenn Du mir gesagt hast, welche Ideen sie verfolgen, werde ich Dir Rede stehen“.

„Ich dächte, das wäre nicht so schwer zu errathen. Man hofft, daß, wenn der Kurprinz an's Ruder käme, und er nur einigermaßen in die Fußstapfen seiner Mutter tritt, dem Lande eine glücklichere Zukunft werde. Man weiß, daß er einen Landtag einzuberufen versprochen hat und daß dieser dann dem Lande eine Verfassung geben wird. Das ist der gerechte Nothschrei unseres hülfsbedürftigen Volkes“.

„Und glaubst Du daran?“

„Ich hoffe zu allen Zeiten das Beste. Es leidet ein Jeder in der gegenwärtigen Zeit. Hat mir doch sogar meine Predigt vom letzten Sonntage einen Verweis eingetragen“.

„Dir, Herbert? Das wäre nicht möglich“.

„Ich hatte die Kühnheit“, sagte Herbert, „bei dem Kapitel über die Ehebrecherin, auch einige ethische Betrachtungen über die Heiligkeit der Ehe mit einzuflechten. Vermuthlich hat man mir das höheren Ortes als Gehässigkeit oder Anspielung ausgelegt und der Hofprediger, dessen Ansichten ohnehin immer mehr

mit den meinen auseinandergehen, hat mir sogar unchristliche Unfügsamkeit vorgeworfen".

„Was wird Ernestine dazu sagen. Sie war so ergriffen von Deiner Predigt, daß ihr noch Abends, als sie davon sprach, die Thränen in die Augen traten. Sie hält Dich ebenso sehr wie die Kurfürstin für einen berufenen Apostel".

Ueber Herbert Grubers edles Gesicht ging ein weicher Schimmer.

„Fräulein v. Pichler gehört zu den Christen, die uns versöhnen mit der Käuflichkeit der meisten Menschen".

„Ja, sie ist eine opferfreudige Seele. Ihretwegen war es wohl auch hauptsächlich, daß mir neulich die Kurfürstin von der prinzlichen Partei sprach. Sie vermuthete, daß Werner Eberbach dabei sei und man von maßgebender Seite das rügen könne".

„Ich kann es mir denken, daß Werner zu ihnen zählt, er ist eine ehrliche, thatkräftige Natur, die nicht müßig zusehen kann, wenn Menschenrechte verhöhnt werden. Ich würde ihn, an Deiner Stelle, nicht warnen. Es nützt nichts und Du machst ihn höchstens befangen".

„So dachte ich auch. Aber Ernestine darf von Allem nichts wissen".

„Nein. Sie hat eine so weiche, schmiegsame Seele, der jede Auflehnung gegen Gegebenes Schmerzen bereiten muß, sie taugt nicht für den Weg, den Werner Eberbach gehen wird".

„Aber sie kennen sich so lange und so genau", warf Edith schüchtern ein.

„Das hat sie auch zusammengeschmiedet. Sie kannte die Welt nicht — sie hat bei der Kurfürstin

ein beinahe einsiedlerisches Leben geführt — und fing erst an für dieselbe zu existiren, als sie sich mit Werner verlobte".

„Aber Werner liebt sie, Herbert".

Der junge Geistliche gab keine Antwort, denn ein Säbel rasselte auf der Treppe und wenige Augenblicke nachher, trat das Brautpaar in die Stube.

Werner hatte Edith seit jener Nacht, da er ihr den Schlag des Wagens öffnete und sie im schwarzen Domino in demselben verschwand, nicht wieder gesehen. Es kam ihm vor, während er sie begrüßte, als sei sie ihm ferner gerückt, er fand wenigstens nicht sogleich das unbefangene Wort von einst.

Ernestine war, nachdem sie den Mantel abgelegt, mit hochklopfendem Herzen zu Herbert getreten und dankte ihm mit beredten Worten, die ihr bei anderen Gelegenheiten so schwer über die Lippen gingen, für die Predigt des letzten Sonntages. Sie ließ sich mit ihm in ein Gespräch über dieselbe ein, das beide ganz gefangen nahm. Sie bemerkte es nicht, wie Edith Werner scherzend nach dem blauen Domino fragte, den sie, so oft sie an ihm vorübergegangen, an seiner oder Röders Seite bemerkt habe.

„Haben Sie keine Ahnung, wer es gewesen sein kann?"

„Ich habe anfänglich beinahe gedacht, daß Sie es wären, Edith, aber als ich dann genauer prüfte, erkannte ich meinen Irrthum. Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe die Idee, als sei die Maske eine Abgesandte maßgebender Kreise gewesen".

„Das könnte stimmen", sagte jetzt Ernestine, aufmerksam geworden, indem sie sich zu den beiden wandte und aus der Tasche ihres dunkeln Seidenkleides einen Brief nahm.

„Sieh hier, Edith, ich wollte ihn eigentlich Werner nicht zeigen, aber — er neigt ja nicht zur Eifersucht“.

„Darf ich?“ fragte Edith, während sie den Brief entfaltete, zur Lampe ging und ihn las.

Als sie geendet, lachte sie laut auf; „das ist ja eine in Gluth und Flammen getauchte ganz formelle Liebeserklärung“.

„Die man meiner traurigen Erbschaft macht“, sagte Ernestine, „in der That die Gräfin Reichenbach muß mich für charakterlos halten und es könnte mich gelüsten diesen Verehrer auf die Probe zu stellen.“

Herbert war nun auch näher getreten und man kam darin überein, daß der Brief von Fehringer geschrieben sei. Ernestine erinnerte sich, daß er sie in letzter Zeit geradezu verfolgt habe.

„Sie müssen nicht mehr allein ausgehen, Fräulein“, sagte Herbert, der die Sache bei seinem fast übertriebenen Zartgefühl noch ernster als die Anderen nahm.

Werner der nur flüchtige Bemerkungen dazwischen geworfen, hatte sich auf einen Stuhl ans Fenster gesetzt, und blieb auffallend gleichgültig bei der Sache. Er starrte gedankenlos auf die beiden Mädchen, die nebeneinander am Tische standen.

Edith's feiner Kopf war in dieser Beleuchtung klassisch schön und verdunkelte, auch für den Unbefangenen, das sanfte, stille Gesicht Ernestinens.

Werners Augen fielen auf das kleine von Locken umringelte Ohr Edith's und die sanfte Wölbung ihres weißen Nackens.

Ernestine drehte sich nach ihm um, er bemerkte es nicht, auch nicht wie eine jähe Blutwelle in ihr Gesicht jagte.

„Wollen Sie mir den Brief anvertrauen, Fräulein", fragte Herbert, „und mir erlauben Nachforschungen anzustellen?"

„Aber wäre das nicht Werners Sache?"

„Es würde für ihn schwieriger sein, da er zu sehr dabei betheiligt ist, überlassen Sie ihn mir, ich bitte Sie, Werner hat sicher nichts dagegen einzuwenden."

Werner fuhr bei Nennung seines Namens wie aus einem Traume in die Höhe.

Ernestine gab den Brief Herbert und setzte sich dann mit ihrer Arbeit schweigend an den Tisch.

„Ist heute Abend nicht besondere Einberufung der Freimaurer?" fragte Herbert, zu Werner gewandt — wohl nur um diesen aus seiner Apathie zu reißen, die anfing, Ernestinens wegen, ihm peinlich zu werden.

„Freilich, das hätte ich beinahe vergessen", sagte er sich erhebend und den Mantel vom Stuhle nehmend, „ich hatte Ernestine nur hierher begleitet, um selbst in die Loge zu gehen".

„Es scheint", fuhr er fort, „daß man den Verdacht der Drohbriefe auch bis auf uns ausdehnt — und wir werden wohl heute Abend den Beschluß fassen müssen, die Loge einstweilen zu schließen".

„Auch das noch", sagte Herbert, der zwar seinerseits kein Freund geheimer Verbindungen war, aber sich doch auf den Standpunkt ihrer Mitglieder zu stellen vermochte. „Wir werden durch die gedankenlosen Verfasser jener traurigen Briefe noch viel zu büßen haben".

„Ich wollte, ich könnte diese Menschen namhaft machen", sagte Werner, nun wieder ganz bei der Sache, „sie haben die ohnehin willkürliche Regierung des Kurfürsten soweit gebracht, daß er bald sein ganzes

Volk als einen einzigen Feind ansieht. Es bleibt uns wahrhaftig kein anderer Ausweg, als auf seine Abdankung hinzuwirken".

„Bst!" mahnte Edith, ihren schlanken Finger auf den Mund legend. „Es giebt Dinge, die darf man nur denken, nicht aussprechen".

Werner reichte den Damen die Hand und empfahl sich.

„Würdest Du nicht meine Braut nach Hause begleiten, Herbert, falls sich die Sitzung zu lange ausdehnen sollte?" fragte er in der Thüre. Und dann warf er Ernestinen noch einen herzlichen Gruß mit Hand und Augen zu.

Als Werner gegangen war, blieben die drei eine lange Weile schweigend.

Edith nähte an dem weißen Gewande der „Nachtwandlerin", als welche sie zum dritten Male auftreten sollte, ehe man sich über ein Engagement zu entscheiden habe. Sie dachte sich in die Rolle und in die Musik hinein und hatte ihre Umgebung vergessen.

Herbert, der neben Ernestine saß, spielte mit dem Elfenbeinetui, dem sie Scheere und Fingerhut entnommen, und sah dabei auf ihre unermüdlich fleißigen Hände.

Frau Gruber lag mit offenen Augen in dem großen Armstuhl, in welchem ihr Mann seinen letzten, erlösenden Seufzer ausgehaucht — und von welchem sie sich nicht mehr trennen wollte.

„Kannst Du heute Abend nicht schlafen, Mütterchen?" fragte Edith, nachdem ein tiefer Seufzer der armen Frau sie aus ihren Gedanken gerissen.

„Doch, ich träumte von Eberhard, es war mir als ob er neben mir säße — und ich seine Hand in der meinen hielt, ich wachte darüber auf und da —"

„Und da war es nur Herbert", sagte dieser, sie liebkosend.

„Eberhard war eben doch mein Erstgeborener, der mich das Mutterglück lehrte — Edith — Du meintest doch im vorigen Jahre, um diese Zeit wären wir wieder vereint. Ihr belügt mich Alle — Du und Herbert, Ihr seid nicht wie Eberhard" — und sie erging sich in ungerechten kindischen Vorwürfen, die die beiden Geschwister mit Sanftmuth und Ruhe hinnahmen. Erst als sie in ein hysterisches Weinen ausbrechen wollte, erhob sich Herbert, trat zu ihr und sagte ernst und bestimmt:

„Wir können unsere Schicksale nicht erzwingen, Mutter, sie liegen in Gottes Hand und wenn er es für gut befindet, so wirst Du Eberhard wiedersehen, aber es ist unchristlich, daß Du Edith mit Vorwürfen überhäufst, die sie nicht verdient. Du erstickst jede Lebensfreudigkeit in ihr".

Er hatte den rechten Punkt getroffen, sie stand jetzt langsam auf, ging zu ihrer Tochter und streichelte sie, wie ein Kind seine Puppe. Aber die Liebkosungen waren seelenlos.

In Herberts Augen traten Thränen. Es hatte etwas unsäglich Ergreifendes, die gebrochene Frau zu sehen, und sie unwillkürlich mit dem zu vergleichen, was sie einst war.

Es mochte schon ziemlich spät sein, als Baron Röder, der am Tage verabredetermaßen nicht kommen durfte, eintrat. Er war erstaunt Werner nicht zu finden, um so mehr aber als er den Grund erfuhr, warum die Loge eine Sitzung einberufen habe.

„Ich fürchtete schon, er könne wo anders sein", sagte er dann, als er bemerkte, daß Frau Gruber nicht im Zimmer war, zu Herbert. „Man hat nämlich eine

Gesellschaft, die sich am Gouvernementsplatz in Lokale gemiethet hatte, polizeilich auseinander gesprengt und mehrere Theilnehmer verhaftet. Man witterte hochverrätherische Pläne, soll aber hauptsächlich Leute aus den Hofkreisen gefunden haben. Nun will es das Schicksal, daß es eine Verbindung der Reichenbach ist".

„Könnten Sie doch alle Menschen zu Ihren Anschauungen bekehren, Herr Pfarrer", sagte Frl. von Pichler, zuversichtlich in Herberts Gesicht sehend.

„Unser muthiger Apostel", bestätigte der Baron, „würde wohl mehr Vertrauen auf Gott und sein gutes Recht setzen, als daß er sich, wie Ihr Landesvater, nun sogar die Schornsteine verschließen ließe".

„Das ist doch wohl nur eine Fabel", ging es wie aus einem Munde.

„Soeben hat es mir sein eigener Adjutant erzählt".

„Wenn sich dann eine Gegenpartei bildet, so hat sie doch beinahe eine Berechtigung", sagte Edith, das weiße Gewand der „Nachtwandlerin" über einen Stuhl werfend. „Was hilft das Staatsedikt, mit welchem sich der Kurfürst brüstet, wenn er sich vor seinem eigenen Volke fürchtet und kein gegenseitiges Vertrauen aufkommen läßt".

„Könnte er Dich doch hören, Edith", sagte Ernestine, den Muth ihrer Freundin bewundernd, welche Dinge aussprach, die sie selbst kaum zu denken wagte.

„Das wäre umsonst. Man hat ihn von gewissen Seiten schon viel zu sehr in die Enge getrieben. Es kann ihm schon kein Gedanke mehr

8*

kommen, den seine Anhänger nicht vor ihm gedacht haben".

Röder, der sich jetzt Edith näherte und immer voll glücklicher Bewunderung war, wenn sie sprach, sagte:

„Ich habe auch eine Nachricht für Sie, Frl. Gruber".

„Für mich? Eine gute Nachricht? Hat man vielleicht in allerhöchsten Kreisen geruht meine Stimme leidlich zu finden?"

„Das wäre nichts Neues, nein. Aber ich habe gleich nach Ihrer Audienz bei der Kurfürstin ebenfalls eine gehabt und, vereint mit der hohen Frau, alle Hebel in Berlin in Bewegung gesetzt zu Gunsten Ihres Bruders. Mein Onkel ist Brigadekommandant und eng befreundet mit dem Kriegsminister — die Aussichten sind gut. Ich habe heute den ersten Brief darüber erhalten — mein Onkel meint, da sich die ganze Sache unter der Regierung des vorigen Kurfürsten ereignet habe und Jahre verflossen seien — so ließe sich kaum etwas einwenden".

Edith, die zitternd vor ihm stand, hatte keine Worte.

„Herbert, hast Du gehört" — stammelte sie endlich mit thränenfeuchten Augen — „unsere arme Mutter würde vor Freude genesen, wenn sie ihren Liebling wieder sähe".

Und dann gab sie ihre Hand Röder und schlug dankerfüllt die Augen zu ihm auf.

Er hatte diese schlanke, weiße Hand schon einmal in der seinen gehalten, jetzt wurde es ihm klar; er preßte seine Lippen darauf und sagte nur ihr verständlich:

„Diese Hand vergißt man nicht, Frl. Gruber, der blaue Domino vom ersten Maskenballe".

Sie lächelte. „In blonden, schwarzen und grauen Haaren, ach das darf ja Alles ein Ende haben, wenn es uns gelingt, Eberhard wieder hier zu sehen".

Herbert schlug in seiner Freude vor, einen Punsch zu brauen, was er besonders gut verstand.

Man gruppirte sich um den Tisch und die junge Künstlerin neigte wieder ihr jetzt sanftes stilles Gesicht auf den weißen Schleier, an dem sie nähte.

Sie hatten kaum ihr erstes Glas geleert, als Werners bekannte Schritte auf der Treppe hörbar wurden. Er riß die Thüre ungestüm auf, schaute sich nach Frau Gruber um, die sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, und sagte dann athemlos:

„Man sucht Dich, Herbert, die Polizei ist vor Deiner Thüre und es wäre Deiner Mutter und Schwester wegen nicht räthlich, wenn Dich dieselbe bis hierher verfolgen würde, es könnte ihren Aufenthalt unmöglich machen. Beeile Dich und komm mit nach Hause".

Edith war todesbleich geworden. Das konnte doch höchstens ein Irrthum sein. Es mußte sich aufklären.

Wer war überhaupt bei dieser Willkürherrschaft, in welcher sich jeder Beamte souveräne Rechte anmaßte, sicher vor Ueberfall im eigenen Hause?

Werner half Herbert, über dessen verschlossene Lippen kein Wort wollte, in den Mantel.

Nur Edith in ihrer Geistesgegenwart griff in seine Taschen, ob nicht etwa ein kompromittirendes Papier in denselben vorhanden sei. Dann schlang sie ihre beiden Arme um des Bruders Hals und sagte zuversichtlich:

„Wir brauchen unserem Herbert keinen Muth zuzusprechen — er hat ihn für Alles, was auch kommen möge — und so leite Dich Gott!“

Erst als Herbert sich auch von Ernestine verabschieden wollte, bemerkte man, daß sie zitternd an der Wand lehnte, unfähig sich zu fassen. Werner schlang den Arm um ihren Leib um sie zu stützen, aber ihre Augen hingen angstgequält an Herbert.

„Beten Sie für mich, Frl. von Pichler“, sagte dieser, ihr seine Hand reichend, „damit Gott mein Herz stähle, wenn es gilt für das Rechte einzutreten — und nun gute Nacht!“

Werner begleitete ihn, er wollte nicht nur Edith durch seinen Mitgang beruhigen, sondern auch der ganzen Welt zeigen, daß seine Ueberzeugung mit Herbert ginge. Auch Röder schloß sich ihnen an.

Während dessen saßen die beiden Mädchen, Hand in Hand, und jede hing ihren eigenen Gedanken nach. Aus Ediths Augen tropften die Thränen.

Womit sollte sie die Mutter beruhigen, wenn die Sache kein rasches Ende nahm?

Die Stunde bis Werner zurück kam, schien ihnen endlos. Als er dann endlich — es schlug auf der großen Kirche 10 Uhr — in das Zimmer trat, ließ er sich erschöpft auf einen Stuhl nieder und trocknete, trotz der stürmischen Märznacht, den Schweiß von seiner Stirne.

„Herbert ist verhaftet“, sagte er dumpf.

Die Mädchen antworteten nicht und weinten still vor sich hin.

„Wenn es Sie trösten kann, Edith“, sagte er nach einer Weile, „so will ich Ihnen mittheilen, daß auch Hauptmann Möller heute morgen in Untersuchung gezogen wurde — und zwar vor das Kriegsgericht.

Man spricht von gravirenden Briefen und sonstigen Dingen — soll aber bei der Gelegenheit Briefe von der Generalin Werder bei ihm gefunden haben, die ihn, wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, schwer belasten könnten. Aber beide, die Generalin wie er selbst, sind Günstlinge der Gräfin Reichenbach — wer weiß ob diese nicht gar selbst dabei im Spiele ist".

„Dann kommt vielleicht auch sein Verrath an Eberhard an den Tag".

Werner schüttelte den Kopf. „Schlagen Sie sich das aus dem Sinn, Edith, Sie haben das Möglichste erreicht, wenn Ihr Bruder in preußische Dienste kommt, er wäre damit gerechtfertigt, aber geben Sie sich nicht mehr dem Wahne hin, daß man — um des einfachen Rechtes Willen — alte Sünden aus dem Staube scharren möchte".

Und während er seiner Braut in ihren Mantel half, zitterten seine Hände vor Erregung.

Edith begleitete sie mit dem Lichte bis an die Hausthüre.

„Grüßen Sie Eberhard, wenn Sie ihm schreiben", sagte Werner. „Wahrhaftig, wenn man nicht sein theures deutsches Vaterland über alles in der Welt liebte, man möchte dort bei den Hinterwäldlern Ruhe und Frieden suchen".

* * *

Am andern Abend spät wanderte Wilhelm II. ruhelos, ob all der Dinge die sich in seinem Lande ereigneten, in seinem Schlafgemache auf und ab und prüfte immer wieder eigenhändig die Riegel der Thüren und Fenster.

Sein Leben war ihm zur Todesqual geworden.

Er dachte nicht daran, wie sein gequältes, schon von seinen Vorfahren mißhandeltes Volk, mit dem ehrlichen Kattenblut, so hoffnungsfreudig zu ihm aufgeschaut hatte, als endlich seinem kindischen Vater die Zügel der Regierung aus der Hand fielen — sondern er war von eigennütziger Umgebung in dem Wahne bestärkt, daß es gerade dieses Volk sei, welches ihn verfolge und verrathe.

Er horchte mit fiebergejagter Angst auf die Tritte im Vorzimmer, wo Tag uud Nacht zwei Posten mit geladenen Gewehren auf und ab schritten, um sein bedrohtes Leben zu schützen.

Wurde es ihm klar, welch' finsterer Geist durch sein Haus ging und mit geheimnißvoller Hand die Sünden verzeichnete, die die Glieder seines Stammes ausgeübt?

Waren es die Seufzer der armen, an England verkauften Hessen und das Schandgeld, welches man aus ihrem Blute gezogen, womit seine Ahnen den Fluch heraufbeschworen?

Und er, was hatte er gethan, um sein Volk zu beglücken?

Willkürlich durften schmeichlerische Beamte die Gesetze handhaben — und bis in stille Familien hinein Glück und Ruhe vernichten.

Seine ihm rechtmäßig angetraute Gemahlin, eine Fürstin aus Hohenzollerschem Hause, verweinte ihre Tage in trostloser Einsamkeit und erniedrigender Schmach.

Nein — er fand keinen Schlaf und keine Ruhe! Aber er hatte weder Kraft noch Seelenadel genug, um da einzugreifen wo es noth that. Er hörte auf die

Stimmen, die ihm schmeichelten und ihn priesen und verlernte es nach und nach, selbstständig zu denken und eigenmächtig zu handeln.

Was half es ihm auch, daß er heute in der Nacht das Bewußtsein hatte, die Verhaftung Herbert Grubers entbehre gerechter Gründe, und daß seine Predigten eigentlich das höchste und reinste Christenthum ausgeströmt hatten?

Bedurfte sein armes, verwahrlostes Volk nicht gerade solcher Sprache, um aufgerichtet zu werden in seinem Kummer, um Trost zu finden in Noth und Sorge?

Gewiß — er sagte sich, daß eine Kirche, auf solchem Fundamente aufgebaut, die festeste Stütze des Staates sein müsse und gelobte sich auch in dieser einsamen Stunde der Nacht, dem jungen Pfarrer morgen am Tage die Freiheit zurück zu geben und ihn seinem Staate zu erhalten — so wie er war.

Aber als er am andern Morgen beim Frühstücke den einschmeichelnden Worten der Gräfin lauschte — lauschte, wie sie ihm in die Ohren flüsterte, daß Gruber ein freigeistiger Sittenpedant sei, der sich anmaße mit eigenmächtigen Pflichtprinzipien ihren Bund nach und nach zu zerstören, da war er wieder schwankend und ließ die Gefühle eindämmern, die sich am Abende vorher in ihm geregt hatten.

Der Hofprediger, der so gewillt auf alles einging, was Frau Gräfin wünschten, bekam noch am gleichen Tage die Ordre sich einen Vikar nach eigenem Ermessen zu wählen — und Herbert Gruber war entlassen.

Man war inzwischen sogar zwei kurprinzlichen Parteien auf die Spur gekommen, die mit keinem anderen Plane umgingen, als den Kurfürsten zur

Abdankung zu zwingen — und seinem Sohne die Zügel der Regierung in die Hand zu geben.

Dazu hatte nun aber die Frau Gräfin die allerwenigste Lust. Sie hatte 7 Jahre lang gedemüthigt und verborgen in Kassel leben müssen, ohne die Rechte einer fürstlichen Favoritin, dafür wollte sie jetzt herrschen, Schätze auf Schätze sammeln und das Volk lehren, diejenige anzuerkennen, die das Glück seines Fürsten war.

Sie hatte sich daher fest vorgenommen, diesen Parteien auf die Spur zu kommen und die Beamten anzufeuern, ohne Pardon gegen dieselben zu verfahren.

Aber es verging Tag um Tag, Woche um Woche und man entdeckte nichts.

So war der Frühling in das schöne Hessenland gezogen, der Mai vorübergegangen und die Juni-Rosen blühten in ihrer verschwenderischen Pracht im Parke von Wilhelmshöhe.

Der Hof war seit Wochen dahin übergesiedelt und die Equipagen in der Allee zwischen dort und Kassel rollten bis in die Nacht hinein.

Die Frau Gräfin arrangirte fêtes-champêtres und wußte in jeder Weise ihren Günstlingen das Leben reizend zu machen.

Man wiegte sich in üppigem Wohlsein unter dem zauberischen Geäste der Rothbuchen und Silberpappeln — und kümmerte sich nicht um das sorgengequälte Volk im Lande. Die Abgaben wurden größer und größer und der Staatsschatz floß sorglos mit der Privatschatulle Seiner Königl. Hoheit zusammen.

Gegen die Gefahren unberufener Eindringlinge hatte man den Park mit zahllosen Wachen versichert, die Niemanden ohne Legitimationskarte einlassen durften.

* *
*

Herbert Gruber saß noch immer im Kastell und hatte aufgehört, wie er es anfänglich gethan, die Stunden bis zu seiner Befreiung zu zählen.

Er war erst in den letzten Tagen in das Verhör geführt worden, aber es war so oberflächlich gehandhabt, daß es fast den Anschein hatte, als wolle man ihn vorläufig nur unschädlich machen.

In die Einsamkeit seines Gefängnisses, in welches die Frühlingssonne ihre goldenen Strahlen fluthete, hatte Ernestine von Pichler, von tiefer Theilnahme ergriffen, ihm durch die Tochter des Gefangenenwärters Veilchen, Maiblumen und Rosen gesandt. Später wurden dieselben von ihren und Werners Grüßen begleitet, und hatten sich nach und nach in förmliche Briefe verwandelt.

Sie mußte ja die Vermittlerin zwischen Edith und ihrem Bruder machen, denn man durfte in keinem Falle in Kassel ahnen, daß Demoiselle Linden, die nun am Hoftheater ein festes Engagement angenommen, seine Schwester sei.

Für Herbert wurden Ernestinens Briefe die unentbehrlichste Nahrung seiner Seele. Die darin ausgesprochenen Gedanken, die sinnige, etwas einseitige Lebensauffassung, die ihm für die Frau die weiblichste dünkte und die er bei Mutter und Schwester niemals in dem Grade gefunden, berührten eine neue Saite in seiner Seele und entlockten ihr fremde weiche Klänge.

Es gab Tage, an denen er es vergessen konnte, daß es die Gefängnißmauern waren, die ihn umgaben. Er schrieb, mit Werners Zustimmung, Bogen um Bogen an Ernestine. Anfänglich hatte diese ihrem Verlobten ganz selbstverständlich die Briefe gegeben, aber als er dann einmal bei der zweiten Seite eines solchen den Kopf geschüttelt und denselben, ohne ihn

weiter zu lesen, mit dem Bemerken in ihre Hände zurückgegeben, daß der Inhalt wohl nur für sie sei, da seine und Herberts Ansichten auseinander gingen, hatte sie die folgenden für sich allein behalten.

Röder, der einmal Zeuge war, wie Frl. von Pichler einen Brief empfing und bemerkte wie ein warmer Hauch in ihr Gesicht stieg, hatte sich vorgenommen, bei passender Gelegenheit mit Edith darüber zu sprechen, aber später, als er sich überzeugte, wie man das in der Familie so harmlos hinnahm, hatte er geschwiegen.

Vielleicht waren diese Menschen größer angelegt, wie er selbst, aber er mußte doch zuweilen an das vorlaute Geplauder der kleinen Rosen denken, die ihm damals auf dem Balle gesagt, daß der schöne Eberbach eigentlich gar nicht zu Frl. von Pichler passe.

Edith selbst dachte an diese Dinge nicht. Sie war einerseits von so ernsten Sorgen, auch ihrer Mutter wegen, gequält, deren Gedanken sich seit Herberts Gefangenschaft ganz zu verwirren begannen, und auf der andern Seite von Proben und Uebungen so in Anspruch genommen, daß ihr die Tage wie im Traume verflogen.

Kam dann ab und zu, nach der Oper, Werner noch einmal auf eine Stunde, dann hatte sie von Herbert zu sprechen — und es kam ihr vor, als wären diese Augenblicke die besten ihres Lebens.

Die Kurfürstin, deren Gesundheit angegriffen war, hatte sich für eine kurze Zeit mit ihrem Hofe auf das Land zurückgezogen und Werner, der am Tage selbst viel beschäftigt war, da er Unterricht in der Kriegsschule zu geben hatte, sah seine Braut nicht so oft als sonst. Und wenn er wirklich an manchen Abenden ein paar Stunden frei hatte, um nach Wilhelmshöhe

reiten zu können, so zog es ihn dann doch unwiderstehlich in das einsame Haus von Frau Gruber, wo Edith zwischen Blumen und Spitzen — die sich vom Theater hierher verirrt — den größten Theil ihres seltsamen Lebens verbrachte.

Wenn er, aus dem verräucherten Zimmer des jetzt vor dem Leipziger Thore gelegenen Vereine, seine Schritte unwillkürlich zu ihr lenkte, dann wehte ihm jener Hauch seelischer Poesie entgegen, wie ihn nur Bevorzugte, von künstlerischer Lebensauffassung Durchdrungene, auszuströmen vermögen. Zuweilen blieb er, wenn sie eine ihrer ergreifenden Arien sang, unwillkürlich vor der Thüre stehen, als könne mit seinem Tritt einer der köstlichen Töne verloren gehen, die bis in seine Seele hinein vibrirten.

Wenn sie dann geendet und er in das Zimmer trat, leuchteten ihm ihre Augen, oft noch von Thränen feucht, entgegen und sie sagte wohl mit ihrer weichsten Stimme: „Wie gut von Ihnen, Werner, daß Sie an mich denken".

Konnte sie doch auch mit ihm über Eberhard sprechen und Möller's Prozeß verfolgen, der, trotzdem man höheren Ortes die Sache niederzuschlagen wünschte, bis jetzt von allen möglichen schmutzigen Thatsachen nicht entlastet werden konnte.

Es war eine warme wohlige Sommernacht. Edith hatte über alle Beschreibung herrlich den Fidelio gesungen und Werner ging, noch ganz durchdrungen von den sanften Melodien Beethovens, auf dem Friedrichsplatze hin und her.

Röder, der mit ihm gewesen war, hatte Fräulein v. Rosen nach Hause begleitet, in deren Gesellschaft er in den letzten Wochen zuweilen die Hoffnungslosigkeit zu betäuben suchte, deren er sich bei bei der

Bewerbung um Edith's Liebe immer mehr und mehr bewußt geworden war. Die Künstlerin hatte es gelegentlich unumwunden ausgesprochen, daß ihre Liebe die Kunst sei und daß nur wer rein freundschaftlich mit ihr zu verkehren beabsichtige, ihr willkommen sei.

Werner sah, als er zum zweiten Male um den großen Platz ging, nach der Uhr und bog dann in die untere Carlsstraße ein, die zum Gruber'schen Hause führte.

Edith saß allein beim Tische und trank Thee. Sie hatte ihr Charakterkostüm mit einem bequemen Morgenkleide vertauscht, das sich in weichen Falten um ihre Taille schmiegte.

„Darf ich noch eintreten?" fragte Werner; mit einem bewegten Ton der Stimme.

Edith begrüßte ihn herzlich wie immer und erst als er ihr müdes Gesicht und das Fehlen ihrer Mutter bemerkte, fügte er hinzu:

„Ihre Mutter ist doch nicht kränker, Edith?"

Des Mädchens Augen füllten sich mit Thränen.

„Kränker? Nein, aber stumpfer und geistesverwirrter wie je. Was wird der arme Eberhard empfinden, Werner, wenn er sie so wiedersieht?"

„Haben Sie Nachricht, daß er eventuell preußische Dienste annehmen würde?"

„Nein, noch immer nicht, aber ich zweifle nicht daran, wenn mir bis jetzt schon alles mißglückt ist, was ich in seiner Angelegenheit unternommen. — Ich denke zuweilen, Herbert habe doch recht, wenn er sagt, wir Menschen sollen das Richteramt Gott überlassen".

„Ich kann diese Ansicht nicht theilen", sagte Werner, wenn ich auch zugebe, daß wir uns unser sociales Recht nicht immer mit Hilfe der Gesetze ver-

schaffen können. Ich sah von Anfang an in Ihrem Bemühen, Möller zu entlarven, keinen Zweck. Die Rechtdenkenden wissen sich die Sache schon zurecht zu legen — denn Ihre Familie war nicht die einzige, die unter den Verhältnissen gelitten — und was die Masse angeht, die hat ohnehin keine Ueberzeu,,ung. Die schwört, freilich oft von Noth und Sorgen getrieben, zu der Fahne, zu der man sie führt".

„Vielleicht haben Sie Recht", sagte Edith traurig, „denn auch ich sehe nach und nach ein, wie schwer es unter den jetzigen Verhältnissen ist, ideale Zwecke zu erfolgen. So erzählte mir heute Abend noch die kleine Ballettänzerin, daß Möller wieder in Freiheit gesetzt wurde".

„Das wäre unglaublich. Erst vor ein paar Tagen sprach ich mit dem Secretair des Kriegsgerichtes über die Sache und er sagte, daß eine Handschriftfälschung, durch deren Folgen ein braver Bürger um sein Geld gekommen, so gut wie erwiesen sei. Freilich höheren Ortes ignorire man auffälliger Weise diese Angelegenheit".

„Dann wird auch für Herbert wenig zu hoffen sein", seufzte Edith.

„Ernestine hat ihm angerathen", erwiderte Werner, „seinen Plau, in der Schweiz ein Heim für verwahrloste Kinder zu gründen, zur Ausführung zu bringen".

Edith war auf's Tiefste überrascht.

„Sie hat ihm dazu die Hälfte ihres Vermögens zur Verfügung gestellt".

„Und wußten Sie darum, Werner?"

„Ich? Ja, sie hat mir den Brief vorgelesen, bevor sie ihn an Herbert abgesandt".

„Und Herbert?"

„Ich weiß nicht, ob er schon geantwortet hat, aber ich denke er wird es annehmen. Ernestine hat ein edles Herz, der Gedanke Anderen Gutes zu thun wird sie glücklich machen“.

Werner hatte das etwas dumpf vor sich hingesprochen, während Edith beschäftigt war die Blumen, die man ihr am Abende zu Füßen geworfen, in verschiedene Gefäße zu ordnen.

Sie sah so bleich und müde aus, daß Werner vom tiefsten Mitleid ergriffen, Alles vergaß, was sie soeben gesprochen hatten.

„Sie haben heute Abend die Gefängnißszene unbeschreiblich schön gesungen, Edith. Röder hat mir noch besonders aufgetragen, Ihnen dafür zu danken“.

„Habe ich schön gesungen? Warum sollte ich auch nicht? Ich dachte dabei an Herbert und da hat vielleicht meine Seele mehr als sonst in den Tönen gelegen.

Wenn der Schmerz nichts Vertiefendes hätte, dann läge ja keine Gerechtigkeit in der ungleichen Austheilung der irdischen Güter. — Nur die arme Mutter, Werner, bei dem Gedanken an sie finde ich nichts Erlösendes“.

„Doch, Edith, sie leidet weniger, als wenn sie sich Herberts Gefangenschaft bewußt wäre“.

Die Künstlerin schüttelte traurig den Kopf, dann nahm sie eine herrliche Moosrose aus einem der Gläser und reichte sie ihrem Freunde.

„Die Rose bringen Sie morgen Ernestine“, sagte sie, „sie hat so gut und treu für Herbert gesorgt, ich kann ihr nicht genug dafür danken — und auch Ihnen nicht, Werner, der Sie das so großherzig gestatteten“.

Werner von Eberbach wehrte mit der Hand.

„Nein, nicht mir, Edith“, sagte er mit fremdem Ton der Stimme, „ich bin nicht großherzig, indem ich es zugebe — ich —“

„Sie sind kein Egoist, Werner, das ist alles“, schnitt das Mädchen seine Rede ab. „Wir leben in einer so schweren Zeit, daß persönliches Wohlergehen fast in den Hintergrund tritt, das beweist Ernestine am besten mit ihrem großherzigen Anerbieten“.

„Und ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, Edith, daß Ernestine an Herberts Seite glücklicher werden könne, als an der meinen?“

„Nein“, sagte das Mädchen herbe, „ich denke nicht über Dinge, die außer dem Bereich der Möglichkeit liegen“.

„Ich habe das Gefühl, als könne ich Ernestine, die mir immer wie eine theure Schwester war, nicht so beglücken wie sie es bedürfe.

Ich bin vielleicht selbst nicht zum Glück geschaffen, meine Seele, wenn sie es in letzter Zeit umfassen wollte, taumelte immer wieder zurück zum Schmerze — als ob da ihre Heimath sei.

Ich habe mich außerdem an Verbindungen betheiligt“, fuhr er gedankenschwer fort, „die ich zum Nutzen unseres Vaterlandes für nothwendig erachte — die mich aber leicht um Rang und Stellung bringen können“.

„Arme Ernestine“, sagte Edith wie im Traume, „sie ist nicht widerstandsfähig genug für Stürme, sie bedürfte eines Stilllebens im christlichen Sinne — und daraus haben uns die unseligen Verhältnisse unseres Landes vertrieben. Herbert kämpft dafür, aber Sie sehen, seine Stimme verhallt, wie die des Johannes in der Wüste“.

„Und wir“, sagte Werner, „die wir nicht mehr zusehen können, wie dem Eigensinne und der Geldgier jedes Recht zum Opfer fällt, wir kämpfen um eine Verfassung, um geordnetes Gerichtsverfahren, um Schutz des Eigenthumes, — wir sehen die Unerreichbarkeit dieser Forderungen unter dem Kurfürsten ein — wir erhoffen und fordern es vom Prinzen.

Ich kann mir nicht helfen, Edith, ich mag in dieser Zeit nicht an mich selbst, nicht an die Gründung einer Häuslichkeit denken. Und doch scheint es die Kurfürstin zu wünschen.

Ich möchte es auch nicht Ihretwegen, Edith“, fuhr er weicher fort. „Bis Eberhard hier sein wird, stehen Sie unter meinem Schutze — ich leide, wenn ich Sie auf den Brettern sehe und jeder Wüstling es wagt, Sie laut zu kritisiren und sich über Ihren Gesang und Ihre Schönheit zu enthusiasmiren“.

„Auch ich habe Stunden, in denen ich darunter leide, Werner“, sagte Edith, „aber dann denke ich, daß ich neben der Kunst einem edlen Zwecke diene“.

„Frl. von Gruber — Sängerin am Theater — es bäumt sich ein Haß in mir gegen alles was Schuld an Ihren Verhältnissen trägt“ — höhnte Werner, „ich möchte Sie dann auf meine Arme nehmen — und weit fort tragen — in eine Welt, wo es kein Elend gäbe! Ich sage mir in solchen Stunden, daß Vaterlandsliebe, Patriotismus und aller Luxus der Gefühle, mit denen man uns groß gezogen — Chimären sind, an denen wir zu Grunde gehen. Herbert, dessen Anschauungen ich nicht in Einklang bringen kann mit der nackten Wirklichkeit, erscheint mir dann wie ein Prophet und

ich möchte mit ihm nach Golgatha pilgern können, um Ruhe — und Friede — — und Glück!“

Edith stand vor ihm mit schlaff herabhängenden Armen, sie sagte kein Wort; auch ihre großen, leuchtenden Augen schienen diese Welt zu suchen.

Werner, der sie um Kopfeslänge überragte, grub seine Augen in die ihren. Suchte er in ihrer Seele nach einem Gedanken, nach einem einzigen, der sein Eigen war?

Er störte mit keinem profanen Wort den Flug ihrer Seele. Es war ihm, als entschwebten ihren leise geöffneten Lippen noch einmal die zaubervollen Töne Fidelios, die ihn heute Abend der Erde entrückt.

Er schlich zur Wand, nahm Säbel und Mantel, preßte seine Lippen, was er noch nie gewagt, in einem langen Kusse auf ihre Hand und ging ohne ein Wort zu sagen hinaus.

Er wandelte wie im Traume.

Glück!

Das war das letzte Wort gewesen, das über seine Lippen gegangen — es hallte in seinem Herzen nach, wie keuscher Orgelton.

Eine ganze Fluth seligen Empfindens durchströmte ihn und trieb ihn weiter immer weiter durch die stille, duftende Sommernacht. Es war ihm als wäre er erst jetzt zu der Quelle in seiner Seele gekommen, der das wahre Leben entströmte. Was ließe sich daraus nicht alles schöpfen, wenn schon die erste Fluth ihn so überselig berauschte?

War das die Liebe? Die herrliche, die Gott in alles Elend hinein mit eigenem Odem in die Menschenseele gehaucht, aber die erst in ihrer ganzen Hoheit und Reine zum Bewußtsein kommt, wenn Kampf und Schmerz sie vertiefte?

Werner war durch das Author gegangen und wußte es nicht. Erst als er sich in der Nähe des Teiches unter einer Buche niederließ, gewahrte er die Schönheit der Nacht, die ihn umgab. Eine Nachtigall flötete unendlich weich und sehnsüchtig im Bosquet, als wolle sie den Träumen Ausdruck geben, die sich so seltsam fremd in seiner Seele regten.

Ein leuchtender Sternenhimmel lag über den dunkeln Wipfeln der Bäume und gab sein Licht in das sanfte Geflüster ihrer Blätter. Die warme Sommerluft trug auf ihren Schwingen nichts als Liebe!

Sie hauchte es in das Gesäusel der Buchen und Pappeln, sie rauschte es mit den sanften Wellen in die Kelche der Blumen, die zu seinen Füßen dufteten.

Was konnte, von diesen Empfindungen getragen, das Leben Unüberwindliches bringen?

Er dachte an Ernestine, an Herbert — an Edith.

Hatte er nicht genug an dem Reichthum der Liebe, den er in sich trug? In der Erinnerung an das seltsame Mädchen, die sein Herz in so tiefem Fühlen umklammert hielt?

Es war ihm als empfände er heute zum allerersten Male den traumhaften Frieden einer duftenden Sommernacht — als fühle er unmittelbar den Athem Gottes!

* * *

Ein paar Tage später sah man Hauptmann Möller in seiner Galauniform in das gräfliche Palais gehen. Die ihm Begegnenden trauten ihren Augen kaum, denn noch vor ganz kurzer Zeit waren aus den Gerichtssälen Dinge in das Publikum gedrungen, welche die Bürger der Stadt mit gerechter Erbitterung gegen ihn erfüllten.

Und jetzt trug er den Kopf hoch und betrat das Palais ohne jede Legitimationskarte, nur mit einer herablassenden Handbewegung für den präsentirenden Posten.

Zwei Kameraden von ihm, die Arm in Arm am Friedrichsplatze spazierten, gestanden sich, daß es eigentlich ehrenrührig sei, nach solchen Verhandlungen noch mit ihm zusammen zu dienen.

Man nannte ihn auch hier und dort in Verbindung mit Eberhard Gruber und wollte wissen, daß der Kurprinz in einer Szene zu Wilhelmshöhe seinem Vater den Verrath Möllers vorgeworfen.

Es sei aber darauf nichts erfolgt. Nur habe man wenige Tage später den jungen Pfarrer Gruber verhaftet.

Im Publikum aber war man überzeugt, daß für ihn die letzte Predigt den Ausschlag gegeben, sowie einige Aeußerungen, die er in Bezug auf den Unterricht der Reichenbach'schen Kinder seinem Vorgesetzten gegenüber gethan haben sollte.

Der Gräfin kam diese Sache um so gelegener, da sie dabei auch Lieutenant von Eberbach beim Kurfürsten verdächtigen konnte. Sie war nun einmal gegen seine Heirath und gönnte ihm Frl. von Pichlers Geld nicht, aus Furcht, er könne es, Idealist wie er war, für politische Zwecke verwenden.

Da sie die Freilassung Möllers befürwortet, hatte sie in diesem nicht nur einen ergebenen Anhänger, sondern sie wußte auch, daß er sich zu Dingen gebrauchen ließe, die nicht Vielen gut genug waren.

Was sie an dem Morgen im Palais mit ihm verhandelte, das drang zwar an keines Menschen Ohr, aber man konnte an dem Hauptmann sehen, als er nach einer Stunde heraus trat, daß seine Audienz eine

glückverheißende gewesen, denn sein aufgetriebenes Gesicht mit dem charakterlosen Schnurrbart, strahlte voller Befriedigung.

Röder dagegen hatte eine lange Audienz bei der Kurfürstin gehabt und man erzählte sich nachher ziemlich laut am Kasernenplatze, daß er vom preußischen Königshause beauftragt sei, ihr dessen Schutz, im Falle sie eines solchen bedürfe, zuzusichern.

Als Röder, aus dem Palais der Kurfürstin kommend, seinen Wagen bestieg, befahl er dem Kutscher, ihn bis auf den Königsplatz zu fahren — wo er ausstieg und zu Edith ging.

Das Mädchen führte ihn in Demoiselle Lindens Zimmer. Edith war nicht darin, aber er vernahm ihre Stimme im Nebenzimmer, wie sie liebevoll und geduldig ihrer Mutter zusprach, die von Tag zu Tag geistig und körperlich mehr verfiel.

„Es ist doch Eberhard, der in Deinem Zimmer ist", hörte er Frau Gruber in jener eigenwilligen Art sagen, die solchen Kranken eigen ist, „ich will ihn sehen und ihm sagen, daß Herbert gestorben sei".

„Aber Herbert ist nicht todt — er ist nur verreist".

„Und daß Werner Eberbach ihn verrathen hat — und — und —"

Und dann kamen ein paar hysterische Laute — und er hörte einen hülfeflehenden Aufschrei ihrer Tochter.

Röder riß die Thüre auf und kam gerade noch zur rechten Zeit, die in Zuckungen verfallene Frau auf das Bett zu tragen — wo sie auch alsbald die Augen schloß, und ruhiger zu athmen begann.

Sie standen ein paar Augenblicke und beobachteten wie die Qualen nachließen und sie nach und nach in einen festen, sanften Schlummer verfiel.

Edith ging dann mit Röder in das andere Zimmer.

Sie hatte bis jetzt nicht einmal bemerkt, daß er in Galauniform war und erst als er sie auf das Sopha genöthigt und gebeten, sich zu beruhigen, sagte er:

„Ich komme direkt von der Kurfürstin, Frl. Gruber, sonst würde ich Sie bei Tage nicht gestört haben, aber die hohe Frau beauftragte mich — —"

„Weiß sie etwas von Herbert?" fragte sie angsterfüllt.

„Sie hat für mich und meine Schwester Einlaß bei ihm bewirkt — und ich komme Sie zu fragen — ob ich Sie als solche heute Abend zu ihm führen dürfte? Nun freilich", setzte er einen Blick auf ihr bleiches Gesicht werfend hinzu, „da ich sehe, wie angegriffen Sie sind, dürfte es räthlicher sein —"

„Nein, nein", unterbrach sie ihn erregt, die Locken von den klopfenden Schläfen streichend, „ich werde Herbert besuchen — wie wird mir das gut thun, ich habe ihn so lange nicht gesehen und so Vieles auf dem Herzen. Wie danke ich der hohen Frau, und wie danke ich Ihnen, Herr Baron! Ist die Kurfürstin nicht mehr in Wilhelmshöhe?"

„Nein, sie ist gestern Abend mit Gefolge, ganz plötzlich und unerwartet im Bellevueschloß angekommen. Es scheinen einmal wieder Ungehörigkeiten gegen die hohe Frau vorgekommen zu sein. Frl. von Pichler, die Sie heute Abend bei Ihrer Mutter vertreten will, wird Ihnen vielleicht Näheres erzählen".

„Und hat man Ihnen nichts in Bezug auf Herberts Prozeß gesagt?"

„Ich fürchte, daß man ihn nur pro forma, um einen Theil der Bürger zu beruhigen, ins Verhör

gezogen hat, denn dasselbe scheint sich nur auf unwesentliche Phrasen beschränkt zu haben. Ich fürchte, die Sache wird da hinauslaufen, daß man ihm einen gnädigen Wink von Oben giebt, seine Entlassung einzureichen — und Hessen Lebewohl zu sagen".

„Sie haben direkten Auftrag ihm das mitzutheilen, Herr Baron", forschte das Mädchen, während ihre Augen angsterfüllt in seinem Gesicht zu lesen versuchten.

„Nicht gerade das, Frl. Gruber", sagte Röder rücksichtsvoll, „aber die Kürfürstin gab mir doch den unzweideutigen Rath, auf ihn einzuwirken. Außerdem bin ich Jurist, gnädiges Fräulein, das Gerichtsverfahren hier geschieht ohne jegliches Prinzip, es wird so durchaus willkürlich von höchster Seite gehandhabt, daß, wenn es zu einem Prozeß käme, die Sache bis ins Unendliche hinausgeschoben werden könnte".

Als er sich Ediths Augen mit Thränen füllen sah, trat er zu ihr heran und sagte, indem ein leuchtender Glanz über sein Gesicht ging:

„Die Lebensschicksale führen oft durch Nacht zum Licht, ich habe auch eine gute Nachricht für Sie."

„Eberhard", schwebte es über ihre Lippen — „wäre es möglich?"

„Ich habe sein Hauptmannspatent in der Tasche und von ihm selbst einen Brief. Das Uebrige überlassen Sie mir. Ich wollte Sie eigentlich erst mit dem fait accompli überraschen — aber Sie sind trostbedürftig und haben Muth nöthig zu dem schweren Gange ins Gefängniß".

Röder sah wie des Mädchens Gesicht sich verklärte, und der Dank den sie stammelte ihr eine selige Freude bereitete.

Aber es war nur ein kurzer Moment — denn ihr Auge glitt wieder sorgenvoll über die Thüre, hinter welcher ihre kranke Mutter lag.

Abends, nachdem es dunkel geworden war, führte er sie durch Umwege in das Kastell. Sie war tief verschleiert, denn man durfte selbst in der Familie des Gefangenwärters nicht ahnen, daß die Dame, welche Baron Röder in die Zelle des Pfarrer Gruber führte, die Sängerin vom Theater, Demoiselle Linden, sei.

Der Baron brachte sie nur bis auf den Gang, wo eine verrammelte Thür neben der andern den schauerlichen Gefängnißeindruck gewährte, welchen der, dem er geworden, nie mehr vergißt.

Der Aufenthalt in Kassel, so kurz er war, hatte ihn gereift und älter gemacht. Er ging der Fulda entlang und sah hinauf zu den Gittern des Gefängnisses. Wie viel Menschenleid hatte sich da oben abgespielt! Es kam ihm vor, als habe diese Tragik selbst dem Landschaftsbild ihr Gepräge gegeben — so düster lehnten sich die schweren Mauern gegen den lichten, sternenhellen Sommerhimmel.

Und dann dachte er an das seltsame Schicksal der Künstlerin, deren zarter Fuß von der Bühne ins Krankenzimmer, von dort ins Gefängniß wanderte!

Hatten ihre ernste Kindheit und Jugend sie zu dem gereift, was sie geworden? Oder war sie eine jener Auserwählten, die ihre glänzenden Gaben mit Qualen und Kämpfen bezahlen müssen?

Welch' hohes Bewußtsein mußte es geben, die Liebe eines solchen Weibes zu erringen?

Er war wieder zurück bis zum Eingange des Kastells gegangen. Er sah auf die Uhr, die Zeit war verstrichen, die Edith vergönnt worden, bei dem Bruder zu verweilen. Er stieg die Treppe hinauf,

bis zu der Thüre, durch welche — sie war nur angelehnt — ein matter Lichtschimmer auf den Gang fiel.

Der Gefangenwärter ging, fühllos gegen all das Unerhörte, auf und nieder.

„Das ist die Zelle des Herrn Pfarrers, Herr Baron, wollen Sie nicht eintreten und der Dame sagen, daß in zehn Minuten die erlaubte Frist des Besuches verstrichen ist?“

Der Baron trat über die Schwelle.

Herbert saß abgemagert und bleich an dem einzigen Tische, der in der Zelle vorhanden war, den Kopf auf die Hand gestützt.

Edith stand, den Schleier zurückgeschlagen, neben ihm und schien eindringlich zu ihm zu reden.

Als Röder zu ihm ging und ihm die Hand reichte, lächelte er ihn an, aber das Lächeln machte den Eindruck, als ob er weine.

„Herbert will seine Entlassung nicht einreichen, Herr Baron“, sagte Edith, mit der Bitte in den Augen, daß er sie beim Bruder unterstützen möge.

„Nein, ich will nicht“, sagte dieser in jener energischen, sicheren Weise, die den Grubers eigen war und ihnen ein charakteristisches Gepräge gab. „Du würdest das ebenso wenig thun, oder gethan haben, wenn ich Dich darum gebeten hätte“, fügte er, sich zu dem Mädchen wendend, hinzu. „Man hat mich ohne jeglichen Grund verhaftet und ich will jetzt wissen, wessen ich mich schuldig gemacht habe. Einfach durchzugehen wäre eine niedrige Feigheit, die ich mir nicht vergeben könnte“.

„Aber Sie werden das nie erfahren, lieber Gruber“, sagte der Baron, „es ist gar kein Gericht vorhanden, welches nach irgend einem Kodex der Welt sein Urtheil fällen würde. Der Kurfürst mischt sich

persönlich in Alles und seiner subjektiven Meinung nach fällt das Für und Gegen aus. Es wäre das wirklich eine Beharrlichkeit von Ihrer Seite, die hier nicht am Platze wäre".

Herbert brütete finster vor sich hin, aber sagte nichts.

„Ich meine", fuhr der Baron fort, „Sie zeigten am gewichtigsten Ihre Verachtung, wenn Sie dem Lande Ihre glänzende Thätigkeit entziehen würden".

Herbert stand jetzt heftig auf, klammerte seine Finger um die Tischkante und sagte aus tiefsten Gedanken heraus:

„Sie wissen es nicht, Röder, wie lieb wir Grubers unsere Heimath haben — so lieb, daß selbst unser Stolz, den das Elend eigentlich gestählt haben sollte, sich ihr unterwerfen möchte. Fragen Sie meine Schwester Edith, ob sie nicht lieber in unserem lieben Hessenlande mit den Gedrücktesten leiden möchte — als —"

„Als glücklich sein in der Fremde", ergänzte das Mädchen. „Du hast recht, Herbert, aber nur nicht gefangen — nur das nicht".

Und sie trat, um ihre Bewegung zu verbergen, an das geöffnete Fenster, umfaßte mit ihren zitternden Händen das eiserne Gitter, welches die Oeffnung verrammelte und sah über die schweigende Landschaft.

Wie dachte sie es sich bitter, sie mit ihrer beschwingten Künstlerseele, abgeschieden zu sein von der Welt da draußen!

Gott, nur das nicht, flehte ihr Herz, und dann stieg ein heißes Gebet zu ihm zu den Sternen hinauf, der die Menschen nach seiner Weise führt, und ihnen so oft gerade den Weg gebietet, der ihnen der schwerste dünkt.

Das Klopfen des Gefangenwärters an die Thüre riß sie alle drei aus ihren Gedanken.

Edith ließ den Schleier fallen, trat zu ihrem Bruder und legte ihren Kopf an seine Brust.

„Erwäge bei Deinem Handeln auch die Mutter, Herbert", flüsterte sie leise, „und thue dann, was Dir Dein Gewissen gebietet, ich weiß, es wird das Rechte sein".

Er schlang seinen Arm fest um ihren Leib, drückte, trotz des Schleiers, einen Kuß auf ihre Stirne und wandte sich dann ab.

Edith legte ihren Arm in den Röders und sie gingen, ohne ein Wort zu wechseln, die steilen Wendeltreppen hinunter bis in den Flur.

Erst als die Thüre hinter ihnen in ihre Angeln fiel und die helle, herrliche Sommernacht um ihre Stirne wehte, blieb sie stehen und athmete auf.

„Der arme, liebe Herbert", klagte sie, „wenn es ein Mensch auf Erden gut und redlich mit Allen meint und streng, bis zur Härte gegen sich selbst, verfährt — so ist er es. O, Herr Baron, sagen Sie mir ein erlösendes Wort, damit ich solche Geschicke in Einklang bringen lerne, mit der Allgerechtigkeit Gottes!"

„Das werden Sie erst in den Folgen können, liebes Fräulein", sagte Röder ergriffen, „denn wenn es wirklich Einzelne gäbe, die zu besonderem Kampfe erlesen sind, so dienen sie auch den Menschen als Leuchte und müssen in ihrer Kraft den höchsten Lohn finden."

„Dann hätte der Eine, im Grunde genommen, dennoch kein herberes Loos als der Andere?" fragte sie leise.

„Gewiß nicht. Sind es nicht gerade glänzende seelische und geistige Gaben, die zu schwerem Schicksal

Veranlassung geben? Schon die Alten nannten das Genie eine Schmerzensgabe der Götter".

„Wollen wir nicht ein wenig rascher gehen", sagte sie, ihre Schultern fröstelnd zusammen ziehend, während sie ihrer Mutter gedachte und daß Ernestine vielleicht nicht im Stande sein könne, diese zu beruhigen.

Als sie in die Nähe des Schloßplatzes kamen, bemerkten sie Eberbach, der ihnen entgegen kam. Er sah erregt aus.

„Ist Ernestine bei Ihrer Mutter?" fragte er Edith, nachdem die flüchtige Begrüßung vorüber war.

„Wußten Sie das nicht?"

„Nein, ich war den ganzen Tag beim Schießen und habe auf dem Rückwege einen Kameraden getroffen, der zu wissen behauptete, daß mir der Konsens zu meiner Vermählung mit Frl. von Pichler definitiv abgeschlagen sei".

Röder zuckte plötzlich zusammen. Es war ihm, als träfe etwas sein Herz.

„Abgeschlagen?" fragte er tonlos. „Und aus welchem Grunde?"

„Weil man einfach die Partie nicht für passend findet. Vielleicht hat man Recht", fügte Werner eiskalt hinzu, „aber ich sollte meinen, daß solches zu entscheiden nicht der Frau Gräfin Reichenbach Sache sei, denn dieser haben wir doch offenbar die Weisheit zu danken".

„Das würde ich nicht dabei lassen, auf keinen Fall", sagte Röder entrüstet.

„Und was würden Sie thun?"

„Jedenfalls den „Konsens" nach einigen Monaten abermals einreichen".

Werner gab keine Antwort und Röder bemerkte, daß er gar nicht bei der Sache war, sondern sich bemühte durch Edith's Schleier hindurch ihr Gesicht zu prüfen.

„Sie haben einen schweren Gang gehabt, liebe Edith", sagte er in einem ganz veränderten Tone, „wie geht es Herbert?"

„Wie soll es ihm gehen, zwischen vier kahlen Wänden in so herrlicher Sommernacht? Ihre gute Ernestine allein macht ihm diese Zeit erträglich, welch einen seltenen Schatz haben Sie in ihr gefunden, lieber Werner".

„Ja, selten gewiß", wiederholte er, „ich werde ihr auch heute Abend nichts von dem Verweigern des Konsenses sagen, — ich weiß nicht wie sie es aufnehmen würde — aber ich selbst, ich wiederhole mir täglich, daß es nicht an der Zeit sei eine Häuslichkeit zu gründen".

Als sie an Edith's Hause angekommen waren, empfahl sich der Baron und Werner ging mit hinauf, um Ernestine nach Hause zu begleiten. Die Kurfürstin liebte es nicht, wenn Jemand von ihrem Hofe nach 11 Uhr nach Hause kam. Man hatte in der letzten Zeit schon leider zu oft ihre Nachsicht in Anspruch genommen.

Röder ging rasch durch die Straßen bis zu seiner Wohnung. In seinem Wohnzimmer brannte die Lampe, die sein Diener angezündet, und neben derselben lag ein sorgfältig gefalteter Brief von Damenhand.

Er betrachtete ihn von allen Seiten.

Er hatte keine Ahnung, wer ihn schicken mochte.

Vielleicht ein zärtliches Geständniß?

Oder eine Intrigue wie man sie hier gewohnt war?

Nein, die Handschrift war so schulgerecht und unschuldig, fast noch die eines Kindes.

Er öffnete das Couvert und las die Unterschrift: Adele v. Rosen.

„Wirklich, die kleine Rosen", dachte er lächelnd, „ei ei, da muß ich doch gleich sehen, was die allerliebste Plaudertasche mir zu sagen hat".

Er zog seine Handschuhe aus, vertauschte seinen Rock mit einem bequemen Schlafrock, setzte sich gemüthlich in seinen Sessel und las: „Geehrter Herr Baron!"

Ah, das klingt nicht übel von so hübschen Lippen.

„Ich schreibe Ihnen in edler Zuversicht, daß Sie mich nicht verrathen und nehme Ihnen Ihr Ehrenwort ab, über Alles zu schweigen, was ich Ihnen mittheile. Ich vertraue Ihnen und glaube nun einmal nicht, was die alte, häßliche Generalin Werder täglich der Frau Gräfin in die Ohren flüstert, nämlich, daß Sie und Ihr Freund Eberbach Revolutionäre seien, daß man den Preußen überhaupt nicht trauen könne, und was Alles mehr. Also ich glaube es nicht und deshalb erzähle ich Ihnen Alles, was ich für gut finde.

Die Frau Gräfin will nicht, daß Lieutenant von Eberbach Frl. von Pichler heirathe und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie die reiche Partie dem Polizeikommissär Fehringer versprochen hat. Sie nimmt nämlich an — was ich aber nicht glaube — daß Frl. von Pichler willkürlich über sich verfügen lasse.

Was nun aber noch drolliger ist — und hinter das Geheimniß bin ich durch List gekommen — scheint mir, daß man mich — denken Sie sich, Herr Baron, meine Wenigkeit! — an Herrn von Eberbach ver-

kuppeln möchte, damit ich ihn mit meiner mangelhaften Anziehungskraft für die Partei der Reichenbach gewönne.

Wenn mir nun auch früher Herr von Eberbach recht gut gefiel, so ist er mir doch jetzt ganz gleichgültig (ich meine nämlich zum heirathen). Sie denken in Ihrer spöttischen Weise nun wohl, Herr von Röder, es ginge mir wie dem Fuchs mit den Trauben, aber das ist ganz und gar nicht der Fall. —

An der Politik liegt mir erst recht gar nichts, weder an der einen noch an der andern Partei. Ich halte es mit den Gesellschaften der Frau Gräfin einfach deshalb, weil sie tausendmal amüsanter sind und weil die Frau Kurfürstin mir mit allen ihren Tugenden zu ernst und unnahbar scheint.

Wenn ich älter sein werde, denke ich vielleicht vernünftiger, aber vorläufig amüsire ich mich nun einmal für mein Leben gern.

Nun komme ich aber zur Hauptsache, Herr Baron, zu unserem lieben, hochverehrten Herrn Pfarrer Gruber, den ich so von Herzen beklage, und dem zu Liebe ich jetzt meine Spaziergänge zum Leipziger Thor hinaus richte, damit ich die Gitter seiner Zelle sehe. Auf den ist nun Frau Gräfin besonders ärgerlich, ich glaube er soll auf der Kanzel anzügliche Bemerkungen wegen ihres Verhältnisses zum Kurfürsten gemacht haben — und sie besteht darauf, daß er nie mehr eine Kanzel in Kurhessen betreten dürfe. Wie leid mir dieses thut, kann ich gar nicht aussprechen, ich verehre ihn so sehr und bin ihm dankbar, weil ich, seit ich zu ihm in die Kirche gehe, wieder beten gelernt, was ich seit meiner Konfirmation nicht mehr gethan hatte — und was mich doch viel glücklicher macht. Aber ich kenne die eigensinnige Beharrlichkeit der Frau Gräfin,

in welcher sie von der dicken Generalin noch derb unterstützt wird, deshalb bitte ich Sie, Herr Baron, Ihren Einfluß auf Herrn Gruber geltend zu machen und ihn zu veranlassen, seine Entlassung einzureichen, die man ihm sonst unter irgend einer ehrenrührigen Anklage (wie sie abermals Niemand besser ausbrüten kann, als die Generalin) auf eine ihn beschimpfende Weise geben würde. Und das thäte mir zu leid.

So, nun habe ich mir alles von der Leber geschrieben, Herr Baron, aber nun kommen die Gewissensbisse, wegen des Unpassenden, wenn eine junge Dame an einen Herrn schreibt. Es soll das ja gar nicht schicklich sein und deshalb nahm ich Ihnen gleich im Anfang Ihr Ehrenwort ab, mich um Gotteswillen nicht zu verrathen. Aber ich hasse nun einmal das hinterlistige Gethue der alten Generalin und würde mich noch ganz besonders freuen, wenn ihre hochweisen Pläne alle in die Brüche gingen. Schon deshalb, weil sie mich so oft bei Mama verklatscht hat.

Warum ich gerade an Sie schreibe, das weiß ich eigentlich selbst nicht, ich hätte es ja auch an Herrn von Eberbach thun können, er ist ja auch mit Herrn Gruber befreundet, aber ich mochte ihm doch mit den Anschlägen auf seine Braut nicht wehe thun.

Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Baron, und denken Sie, daß ich nichts Böses dabei im Sinne hatte.

Es grüßt Sie

Adele von Rosen.

PS. Wie ich höre, kommen Sie zuweilen zu Demoiselle Linden. Sagen Sie ihr doch, daß ich ganz weg in sie bin, und daß ich sogar neulich im Fidelio weinen mußte, so hat sie mit ihrer Stimme und ihrem Spiel mein Herz bewegt. Sie ist die

einzige Schönheit, auf die ich gar nicht neidisch bin, sie steht in meinen Augen über allen Frauen der Welt!"

Röder hatte, während er den Brief las, trotz der empörenden Nachrichten die er enthielt, immer vor sich hin lächeln müssen, es war ihm, als stände das hübsche Kind ihm zur Seite und plaudere so über die Seele weg — wie es ihre Art war. Die mangelhafte Erziehung und das schlechte Beispiel hatten den guten Keim in ihr nicht zerstören können.

Erst als er die Nachschrift las wurde er ernst. Das rosige Kindergesicht Adelens verschwand und er sah statt dessen die edle Gestalt der Künstlerin, wie sie heute Abend, das gramvolle Gesicht unter dem Schleier verhüllt, so sorgenvoll an seinem Arme gegangen war.

Er riß das Fenster weit auf und warf sich auf den Sessel, der daneben stand.

Was hatte er nicht alles an dem Abende erlebt!

Es war ihm, als könne er es in den Sternen lesen, in den hellen, leuchtenden Sternen, daß es nicht Ernestine von Pichler sei, die sein Freund Werner von Eberbach liebe, sondern daß er mit viel tieferer Leidenschaft das Mädchen umfaßt hielt, die auch ihm als die Begehrenswertheste auf Erden erschien.

Es grub sich diese Ueberzeugung in sein Herz mit der Schärfe und Tiefe des Unglücks, denn seine Liebe wurde nicht erwidert.

Und doch hatte er das Gefühl, als könne er nur in ihrem Besitze die einzige Bürgschaft dauernden Glückes finden.

* *
*

Wenige Tage später, es war gegen Abend, ging Werner bedächtigen Schrittes in die Bellevue, zum

Palais der Kurfürstin. Er hatte wirklich den abschlägigen Heirathskonsens in der Tasche und ging mit sich zu Rathe, wie er seiner Braut diese heikele Thatsache am rücksichtsvollsten mittheilen sollte.

Es war ein heißer Junitag gewesen, aber jetzt neigte sich die Sonne und aus der Aue herauf stiegen erquickende Düfte.

Er blieb stehen und schaute in den dichtbelaubten Park, der sich in tiefem Frieden unten im Thale dehnte. Der Wiesengrund lag schon im Schatten und nur in den Silberwipfeln der Pappeln und Buchen zitterte das goldene Abendgrüßen der scheidenden Sonne.

Wie war seine Heimath so schön!

Warum sich gerade jetzt dies Bewußtsein so lebendig aus jedem Busche hob und sich wehmüthig in seine Seele drängte?

War es, weil er wußte, daß ihn über kurz oder lang — wenn er den Weg ging, den er seiner Ueberzeugung nach gehen mußte, ähnliches Schicksal treffen könne, wie die Gebrüder Gruber?

Und dazu die Fessel einer Verlobung, deren Ende immer fraglicher wurde!

Er unterbrach seine Gedanken, ärgerlich über sich selbst — Ernestine stand hoch in seinem Herzen, er wollte ihr weibliches Selbstgefühl in nichts kränken — gewiß nicht.

Nur Glück konnte er ihr keines sichern, dessen war er sich bewußt.

Er sah hinab, bis der letzte goldene Strahl hinter den Bergen versank, dann wandte er sich ab und ging in das Palais der Kurfürstin.

Er ließ sich bei Frl. von Pichler melden.

Sie war in den Gemächern ihrer Gebieterin und man ließ Herrn von Eberbach bitten, da einzutreten.

Werner fühlte sich erleichtert, es war ihm lieb, daß er die Nachricht, die ihn in der Seele brannte, nicht Ernestine allein zu sagen brauchte; es würde weniger schwer sein im Beisein der hohen, huldvollen Frau, die so weise und maßvoll Anderen zu rathen und zu helfen verstand.

Als er sich daher vor der Kurfürstin verneigt hatte und seiner Braut die Hand geküßt, wurde es ihm leichter um's Herz.

„Nun was bringen Sie uns Neues, Herr von Eberbach", fragte die Kurfürstin in ihrer liebenswürdigen, leutseligen Weise, „wollen Sie meine liebe Pichler heute Abend ins Sommertheater begleiten?"

„Wenn Königl. Hoheit befehlen?"

„Befehlen? Nein, aber man giebt zwei allerliebste Lustspiele und da meiner guten Pichler das Lachen immer nützlich ist, so dachte ich, es könne nichts schaden. Vielleicht haben Sie aber eine bessere Verwerthung für den Abend".

„Wohl kaum, Königl. Hoheit, aber wenn Ernestine die unangenehme Nachricht, die ich ihr leider mitzutheilen habe, so heldenmüthig aufnimmt, wie ich selbst, so dürften die kleinen Lustspiele immerhin beruhigend und nervenstärkend sein".

Die Augen der Kurfürstin und die seiner Braut richteten sich ängstlich fragend auf sein Gesicht.

Werner knöpfte seine Uniform auf und nahm ein zusammengelegtes Papier aus seiner Brieftasche.

„Nichts mehr und nichts weniger", sagte er, das Papier in der Kurfürstin Hände gebend, „als die abschlägige Antwort auf unser Heirathgesuch".

Die Kurfürstin entfärbte sich sichtbar, denn diese abschlägige Antwort war eine persönliche Beleidigung gegen sie selbst.

Und dann las sie langsam, als traue sie ihren Augen nicht, diese in ordnungsmäßiger Form abgefaßte Bosheit.

Während dessen war Werner zu seiner Verlobten getreten und hatte ihre Hand in die seine genommen. Er fühlte, daß sie zitterte, aber als er versuchte, in ihren Augen zu lesen, wandte sie ihr Gesicht ab und trat an das Fenster.

„Das thut mir sehr leid, Kinder, wirklich sehr leid“, brach endlich die Kurfürstin das Schweigen, „aber es läßt sich dagegen nichts machen, als dulden und warten. Schade, ich bin grundsätzlich gegen so ewige Verlobungen“.

„Ich auch, Königl. Hoheit“, sagte plötzlich Ernestine, sich vom Fenster wendend und bis dicht zu der hohen Frau tretend, „ich fühle mit Bestimmtheit, daß eine solche uns beiden nicht frommen würde. Werner bedarf seiner vollständigen Ungebundenheit, um das auszuführen, wozu ihn Grundsätze und Anschauungen führen — und ich — ich denke eben doch in manchen Dingen anders und könnte ihn in nichts fördern“.

Werner stand an einer Marmorsäule gelehnt, welche eine Büste Friedrichs des Großen trug; er sagte kein Wort.

Die Kurfürstin, die offenbar keine Ahnung von dem gehabt, was schon lange in den Herzen der Verlobten vorgegangen war, sah bald auf Eberbach, bald auf Ernestine.

„Königl. Hoheit sehen“, sagte endlich Werner, der doch fühlte, daß dieses Schweigen rücksichtslos sei, „ich habe es nicht verstanden, Frl. von Pichler glücklich zu

machen, trotz bestem Wollen; ich hatte keine Ahnung davon, daß ihr ein Loslösen von mir so leicht würde".

„Nein, nicht das", sagte Ernestine näher tretend und lebhafter als es sonst ihre Art war, „die Schuld liegt ebenso an mir selbst, als an Dir, Werner. Wir haben uns unser ganzes Leben lang lieb gehabt, wie Geschwister, und irrten uns nur in der Art unserer Gefühle. Was ich Dir gewesen bin, das kann ich Dir auch bleiben, hier meine Hand darauf".

Werner nahm die Hand und küßte sie.

Und dann ging das junge Mädchen zu ihrer hohen Gönnerin, neigte sich auf die ihre, und sagte mit Thränen in den Augen:

„Ich bitte Königl. Hoheit tausendmal um Verzeihung, daß Sie mir nicht zürnen mögen, ob all der Unselbstständigkeit, mit der ich mich immer benommen habe, aber wenn ich nicht zu der festen Ueberzeugung gekommen wäre, daß es auch für Herrn von Eberbach das Beste sei, so hätte mich das Abschlagen des Heirathsgesuches nicht zu diesem Schritte bewogen".

„Und was sagen Sie dazu, Herr von Eberbach?" fragte die Kurfürstin, den Kopf langsam zu dem jungen Manne wendend, der seitwärts von ihr noch immer an der Säule lehnte.

„Ich, Königl. Hoheit? Ich bin mir demüthig bewußt, daß ich doch wohl nicht Derjenige bin, der Frl. von Pichler so glücklich zu machen vermöchte, wie sie es verdient".

„Ja, ja, ein Brausekopf, eine Sorte, wie die Grubers, die da meinen, es ließe sich nach ihrem Wollen die Welt erstürmen, wir kennen das. Es liegt bei Euch ja freilich immer etwas von einem Edelstein zu Grunde, aber der muß vom Leben und

durch die Erfahrung geschliffen werden. Da möchte ich wohl meiner lieben Pichler, mit ihrem friedfertigen Charakter, ein ruhigeres Loos gönnen.

Nur kann ich mich noch gar nicht in dem Gedanken zurecht finden", fuhr sie nach einer Weile fort, „ich habe immer für meinen ritterlichen Eberbach viel übrig gehabt und dachte es mir so gut, meine liebe, schüchterne Taube da in seinem sicheren Schutze zu wissen".

„Königl. Hoheit sind zu gnädig — ich"

„Ich dachte, das seien einmal ein paar kräftige Männerarme, die einem so armen Waisenkinde, wie meiner Pichler, Vater, Mutter und Alles ersetzen könnten. Will mir gar nicht recht in den Sinn, daß es nun anders werden soll. Wir wollen auch nichts übereilen, Kinder — ja nicht. Ihr verkehrt nach wie vor mit einander, wenn auch nicht mehr als Verlobte, so doch als Geschwister. Denn Schutz und Schirm müssen Sie meinem Kinde da bleiben, lieber Eberbach, bis sie einen andern gefunden hat, das müssen Sie mir versprechen".

Eberbach war, unfähig ein Wort zu erwidern, zu Ernestine getreten und hatte tief bewegt den Arm um ihren Leib gelegt — sie verbarg ihr weinendes Gesicht an seiner Brust.

Auch die Kurfürstin war erregt und wollte doch in ihrem feinen Empfinden und ihrer Herzensgüte den jungen Leuten diese Stunde nicht zu schwer machen, denn daß da nichts von der tiefen Leidenschaft, unter welcher man sich die Liebe denkt, vorhanden war, das sah auch sie ein.

Sie ging daher auch einige Male in dem großen Gemache auf und ab — trat dann zu den beiden Verlobten und sagte sanft:

„Mit dem Theater wird es nun wohl heute Abend nichts sein, Kinder, aber morgen kommen Sie zum Thee, lieber Eberbach. Von Eurem Entschlusse macht vorläufig kein Stadtgespräch, es ist klüger sich zu prüfen, ehe man handelt und dann, wenn es nicht anders sein kann, der Sache ihren ruhigen Lauf zu lassen“.

Als Werner aus dem Palais kam, war es bereits Nacht geworden — und hier und da traten schon leuchtende Sterne an das Firmament. Er stand eine Weile, fremd in sich selbst, und sah in die stillen Wipfel der Bäume.

Was würden seine Eltern sagen, die seit Jahren keinen größeren Wunsch gehegt, als seine Verbindung mit Ernestine?

Kämpfe um Kämpfe schienen sich aus dem feinen Duft zu heben, der sich wie ein durchsichtiger Schleier über die heiße Landschaft gebreitet. Kämpfe und auch Sorgen um Ernestinens Loos, die dennoch seinem übereilten Handeln schwere Konflikte schuldete.

Und Weh und Schmerzen stiegen auch um ein anderes Weib auf, die er sich wohl nie erringen würde und die doch sein Herz — jetzt durfte er es sich gestehen — so unaussprechlich liebte!

Aber er nahm heute nicht den Weg zu ihr, trotzdem er wußte, daß sie allein am Krankenbette der Mutter saß und keine Freuden auf Erden hatte — nicht einmal das Bewußtsein ihrer großen Seele!

Er stieg hinunter in die verschlungensten Wege des Parkes, da wo es einsam und geräuschlos ist, wo sich nichts regt, als die geheimnißvollen Stimmen der Nacht — und es auch in der gequältesten Menschenseele stiller wird, wenn sie sich bewußt bleiben darf, daß sie nach Wahrheit und Recht ringt.

Und während dessen saß Ernestine allein in ihrem Zimmer und schrieb mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen:

„Hochverehrter Herr Pfarrer!

Ich habe vor einer Stunde meine Verlobung mit Werner von Eberbach gelöst und bin wieder in das alte geschwisterliche Verhältniß zu ihm getreten, wie wir es immer hätten bewahren sollen. Es ist nicht ohne Kampf geschehen, wenn schon die äußere Veranlassung eine durchaus zufällige und unwesentliche war. Aber wir hatten beide übereilt gehandelt und müssen die Strafe hinnehmen.

Warum ich das Ihnen, Herr Pfarrer, von allen Menschen am ersten sage, das kommt daher, weil ich mich in den letzten Monaten daran gewöhnt habe, jede Handlung meines Lebens mit Ihnen zu durchsprechen und weil ich Ihren Rath darüber möchte, wie ich in Zukunft, in christlichem Sinne, mein Leben zum Wohle bedürftiger Menschen gestalten könnte.

Ich empfinde in dem mir so unverdienterweise zugefallenen Reichthum nur dann ein Glück, wenn ich ihn in Ihre Hände legen darf und Sie bitten, mit Ihrem selbstlosen Ermessen und Ihrem großen Herzen so voller Menschenliebe — ihn zu verwalten in Christi Sinne, zum Frommen armer Bedürftiger. Gründen Sie ein Waisenhaus — jetzt ohne Bedenken — denn ich habe nur noch Pflichten gegen mich selbst. Wenn es dann nicht in unserem schönen Hessenlande sein darf, so thun Sie es an irgend einem Platze der weiten Welt — wo Ruhe und Friede Ihr herrliches Wirken krönen werden und Ihnen der Dank der Menschen und der Segen Gottes gewiß ist.

Rechnen Sie auf meinen Beistand in jeder Weise, ich würde dankbar sein, auch mein persönliches Können in Ihrem Sinne verwerthen zu dürfen. Ich habe am Hofe, im Rausche der Welt, kein Glück gefunden.

Es wurde mir so schwer, Sie mit Ihrer Begabung und Ihrem großen Herzen, thatenlos in den Kerkerwänden zu denken — so ohne Aussicht auf Befreiung in Ihrem Sinne! Aber ich dränge mich nicht maßgebend in Ihr Handeln und weiß, daß Sie Ihr Thun abhängig machen von höheren Gesetzen. Ich rathe Ihnen auch nicht Ihre Entlassung einzureichen, wie es Ihre Freunde thun, trotzdem ich aus sicherer Quelle weiß, daß man Ihre Untersuchung niederschlagen und Sie Ihrer amtlichen Funktion — in Hessen — entheben wird.

Ich verstehe, daß Sie lieber das Letzte an sich herankommen lassen wollen, als mit einem Scheine des Schuldbewußtseins oder der Feigheit Ihr Vaterland verlassen.

Schließlich bitte ich Sie noch, mir behülflich sein zu wollen, Werner Eberbach mit erhöhter Freundschaft seine Handlungsweise zu vergelten, und mich und ihn in Ihr Gebet einzuschließen.

Und so segne Sie Gott, verehrter Herr Pfarrer, in all Ihrem Thun und Lassen.

Ernestine."

* * *

Die Oper war zu Ende. Die Linden hatte wieder einmal die Jessonda gesungen und womöglich noch inniger, noch kunstvoller, als früher. Sogar der strenge Kapellmeister Spohr war nach vollendetem Spiele zu ihr auf die Bühne getreten und hatte sich

bei der jungen Künstlerin für Auffassung und Wiedergabe bedankt.

Niemand ahnte es ja, mit wie schwerem Herzen sie auf den Brettern stand und daß der Schmerz um die kranke Mutter und den gefangenen Bruder ihre Töne geheiligt hatte.

Aber noch niemals auch war Edith sich so sehr des Segens ihrer Kunst bewußt geworden, als heute. Je voller und leidgetragener die Töne von ihren Lippen perlten, je leichter und ergebener wurde ihr Herz. Sie hatte so sehr ihr herbes Erdenleid vergessen, daß es ihr erst wieder zum Bewußtsein kam, als sie in ihrer Garderobe vor dem Spiegel stand und ihr offenes Haar flocht. Sie sah wehmüthig auf den Korb voll Blumen, den die Theaterdienerin ihr brachte, und die man ihr wieder einmal so verschwenderisch zu Füßen geworfen. Es war ihr, als habe sie es geträumt, daß Baron Röder noch vor wenigen Augenblicken den Strauß weißer Rosen, der oben auf dem Korbe lag, in seinen Händen gehalten.

Ein leises Klopfen an der Thüre und die schüchterne Stimme Ernestinens bat um Einlaß.

„Du hier auf der Bühne, liebe Ernestine?“ sagte Edith befremdet, nachdem die Freundin eingetreten war, „hat Werner Dir das erlaubt?“

„Ich war nicht mit ihm zusammen, auch nicht mit der Kurfürstin. Es ist nur der Diener, der draußen auf mich wartet und ich darf schon ein paar Augenblicke mit Dir plaudern“.

„Aber es ist unvorsichtig von Dir, Liebe, bedenke wenn die Gräfin Reichenbach erfahren würde, daß die Hofdame der Kurfürstin in der Garderobe einer Schauspielerin gewesen wäre. Und auch Werner würde es nicht

erlauben, bei aller Genialität ist er penibel in dem was Damen angeht".

„Werners Wünsche werden in Zukunft nicht mehr bei mir den Ausschlag geben, liebe Edith", sagte Ernestine zögernd, während sie zum Spiegel trat und ihren Arm um den Hals der Künstlerin schlang.

„Es ist doch nichts geschehen, Ernestine, um Gottes Willen nichts was Ihr bereuen könntet? Ich weiß, man hat den Konsens zu Eurer Vermählung nicht gegeben, aber wenn man liebt — so wartet man".

„Ja, wenn man liebt, so wartet man", hauchten Ernestinens Lippen, „Werner und ich, wir haben uns immer geliebt, auch heute noch — nur nicht mit der Liebe, mit der sich Mann und Frau lieben sollen".

Edith richtete ihren Kopf in die Höhe und sah fast strafend in das ernste Gesicht Frl. von Pichlers.

„Ernestine, um Gottes Willen, Ihr habt doch nicht Eure Verlobung aufgelöst?"

Es war ihr, als stiege bei dem Gedanken eine ganze Welt voll neuer Kämpfe vor ihr auf — Herbert — Werner — sie wußte selbst nicht an was sie Alles dachte.

„Ja, wir haben sie aufgelöst, Edith", sagte nun Ernestine mit dem gewohnten Tone ihrer Stimme, „weil wir beide es für besser halten und es ist nun kein Jota mehr daran zu ändern. Und nicht wahr, Du nimmst es so auf, wie es ist und machst mir das Herz nicht noch schwerer".

Und nun brach Ernestine wirklich in einen Strom von Thränen aus, die ersten seit der verhängnißvollen Stunde; sie strömten rückhaltlos auf die weißen Rosen in dem Korbe, der vor ihr stand.

Edith sagte nichts mehr, sie tröstete auch nicht — sie zog nur mechanisch das weiße indische Gewand der

Wittwe des Rajah aus und vertauschte es mit ihrem einfachen Modekleid. Nur ihre schönen Augen starrten gedankenlos vor sich hin, als könne sie sich noch nicht aus der geträumten Welt in der wirklichen zurecht finden.

Erst als sie im Mantel vor Ernestine stand, um zu ihrer Mutter zu gehen, fragte sie wieder:

„Und Werner, wie trägt er es?"

„Er wünschte es so, ohne daß er es aussprach. Du brauchst Dich seinetwegen nicht zu sorgen, Edith. Er trägt sich mit großen Reformplänen und hat das Herz voll Liebe für das Vaterland. Ich könnte ihm nicht folgen auf die Höhe seiner Begeisterung, meine Erziehung war eine andere. Siehst Du, ich bedarf eines kleinen, beschränkten Wirkungskreises, wenn ich etwas leisten soll — große Pläne ängstigen und quälen mich".

Ediths Züge waren, während sie Ernestinen lauschte, stiller geworden; es war in der letzten Zeit zu Vieles auf sie eingestürmt, was lag daran, ob sich schließlich die Beiden heiratheten oder nicht?

Als sie sich aber dann von der Freundin verabschiedet hatte, und nur von ihrem Mädchen begleitet die Treppen hinunter ging, kam wieder das bange Gefühl über sie, als ob mit der Lösung dieses Verhältnisses neue Wolken für sie selbst aufsteigen sollten.

Unten am Ausgange des Theaters stand Röder und wartete auf sie. Er wußte, daß Werner nicht im Theater gewesen und hatte gefürchtet, Edith könne ohne Begleitung sein.

Er wollte die Auflösung von Werners Verlobung mit ihr besprechen, aber ein Blick in ihr blasses, müdes Gesicht ließ ihn verstummen.

Er bot ihr den Arm an, und sie legte den ihren hinein. Sie war ihm dankbar, nicht allein gehen zu müssen, denn sie hatte das Gefühl, als könne sie zusammenbrechen.

Auf dem Rückwege nach seiner Wohnung traf er Werner, der sich ihm anschloß.

„Wir müssen alles aufbieten, Eberbach", sagte er, nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen waren, „damit Gruber seine Entlassung einreicht, Fräulein Edith reibt sich auf und an einen für Herbert günstigen Verlauf des Prozesses ist nicht zu denken.

Sie hat mir heute Abend auf der Bühne das tiefste Mitleid eingeflößt, es ist Zeit, daß ihr Bruder Eberhard kommt, denn sie würde dieses Leben nicht mehr lange aushalten. So schade es ist, aber sie muß vorläufig die Bühne verlassen und mit ihrem Bruder nach Berlin gehen".

Werner seufzte. Auch das noch — aber er hatte ja kein Theil an ihrem Geschicke. — Sie gingen dann raschen Schrittes bis zum Frankfurter Thore, wo sich in einem unscheinbaren Hause, nachdem Werner geklopft, eine Thür öffnete und sie aufnahm.

Es war das ein Lokal, in welchem die „Anhänger der Reform", wie sie sich damals nannten, zusammen kamen und in dem die Verhältnisse des Hessenlandes besprochen und abgewogen wurden. Man sann da auf Möglichkeiten, neue Bahnen zu finden, die dieser Willkürherrschaft ein Ende machen könnten, ohne dem Gesetze zu nahe zu treten.

Ihren Bestrebungen kam das frische, freiheitsdurstige Wirken der Marburger Universität zu Hülfe, deren hervorragende Kräfte auf die jungen Studenten einwirkten.

Immer mehr machte sich das Bedürfniß nach Volksstimmen geltend, die es verstehen möchten, durch Einberufung des Landtages, dem von allen Lasten gedrückten Volke endlich eine Verfassung zu geben.

Indessen verstrichen Wochen auf Wochen und es gab keine Aenderung. Der Luxus und das Wohlleben im Palais am Friedrichsplatze kannten keine Grenzen mehr und wenn dadurch wohl ein Theil der Kasseler Bürger Arbeit und Erwerb fand, so litt doch die übrige Bevölkerung des Landes geradezu Mangel.

Die Auflösung von Eberbach's Verlobung mit Fräulein von Pichler war erst nach und nach in's Publikum gedrungen, um so mehr, da der Hof sich noch in Wilhelmshöhe befand und man, durch Anderes beschäftigt, keine Gelegenheit hatte, das Getrenntsein der Verlobten zu besprechen.

Die Gräfin Reichenbach triumphirte und nahm sich vor, in der kommenden Saison an den zweiten Theil ihres Intriguenstückes zu gehen und Fehringer so lange mit der Pichler zusammen zu bringen, bis ihr Plan völlig gelungen sei.

Eberbach mußte sich dagegen in die kleine reizende Rosen verlieben, deren Gesichtchen jetzt wie eine aufblühende Moosrose aus dem dichten Geringel ihrer Locken schaute. Sie hatte sich ja immer für den schönen Eberbach interessirt und würde ihn sicher schon zu reizen verstehen.

Werner war daher sehr erstaunt, als er eines schönen Tages, ganz aus der ordnungsmäßigen Reihe, das Hauptmanns-Patent erhielt — und zwar noch — man mußte doch den Uebergriff den andern Offizieren gegenüber motiviren — mit einer mündlichen Be-

lobung seines Vorgesetzten, wegen der erfolgreichen Dienste, die er in der Kriegsschule geleistet habe.

Er konnte sich nicht erklären, woher diese Anschauung kam,

Als er sich aber ein Paar Tage nachher, erst beim Kurfürsten und dann bei der Gräfin in seinem neuen Grade meldete, ward er so mit allerhöchster Gnade überschüttet, daß es ihm beinahe unheimlich wurde.

In dem Empfangssalon fand er Adele v. Rosen in anmuthigem Spitzenkleide, aus welchem ihre Schultern wie Elfenbein glänzten.

Werner, der das neckische, schlagfertige Mädchen gut leiden mochte, zog sie in das Gespräch und er blieb länger, als es der knappe Anstand erlaubte, den er hier sonst immer so bereitwillig einzuhalten pflegte.

Man kam auch auf das Theater und die letzte Aufführung der Jessonda zu sprechen.

„Die Linden singt diese Rolle süperb“, sagte die Gräfin, „das muß man ihr lassen, nur hat sie einen lächerlichen Hochmuth, der gar nicht für ihre Stellung paßt. Ich ließ sie z. B. neulich bitten eine Tasse Thee im Zwischenakte bei mir zu trinken, aber sie lehnte in einer Weise ab, die einer Baronesse Ehre gemacht haben würde“.

„Aber ich denke“, sagte die kleine Rosen, „wenn man solche Partieen singt, bedarf man in den Zwischenakten der Ruhe, Frau Gräfin dürfen das dem reizenden Geschöpf nicht übel nehmen“.

Werner hätte Adele die Hand küssen mögen, ob der lieben Worte, aber er fühlte, daß er auf das Thema nicht eingehen dürfe, ohne sich zu verrathen.

Die Gräfin lächelte nur und sagte gnädig, des Mädchens Wange streichelnd: „Da hat die Linden einen Anwalt, wie man sich ihn nicht besser und verführerischer denken kann“.

„Aber Frau Gräfin müssen doch selbst gestehen, daß die Linden reizend ist“.

„Nein, das ist sie nicht, dafür ist sie zu ernst und unnahbar“.

„Herr von Eberbach — Herr Hauptmann — wandte die Kleine sich an diesen, „man sagt, daß Eure Liebden einen sehr feinen Geschmack haben, ist die Linden nicht reizend?“

„Ich sage mit der Frau Gräfin, Fräulein“, stotterte Werner, verlegen mit dem Finger spielend, der noch vor wenigen Wochen den Verlobungsring Ernestinens getragen — „reizend ist nicht das rechte Wort — es würde besser — —“

„Zu dem kleinen Kobold da stimmen“, unterbrach ihn die Gräfin befriedigt — während sie des Mädchens Kinn in ihre Hand nahm und einen Kuß auf den rosigen Mund gab.

Sie war mit dem Resultate ihrer Audienz zufrieden und entließ den jungen Hauptmann so gnädig und huldvoll wie nie.

Als Werner die Treppen hinunter ging, überkam ihn, wie allemal wenn er dieses Palais verließ, ein unbehagliches Gefühl. Er wurde sich immer mehr des Erniedrigenden bewußt, das in der Art lag, wie man dieser Frau huldigte.

Am Abende ging er zu Frau Gruber, die etwas bessere Tage hatte, um sie und Edith zu einem Spaziergange abzuholen. Er hatte das schon vor acht Tagen verabredet, da es der erste Abend in dieser Woche wäre, den sie beide, er und Edith, frei hätten.

Der Mond stieg gerade in feuriger Kugel am Himmel auf. Es war eine stille, helle Sommernacht.

Als er in die Nähe des Hauses kam, schlug sein Herz lauter. Er hatte Edith seit der Auflösung seiner Verlobung mit Frl. von Pichler zwar schon verschiedene Male gesehen und gesprochen, aber der Sache noch mit keinem Worte Erwähnung gethan.

Es war ihm, als könne sie die Ursache von seiner Stirne lesen — und mit einem einzigen Worte jede Hoffnung — auch für die fernste Zeit — vernichten.

Erst als sie in die tiefsten Bosquets der Aue gekommen waren und er — während sich Frau Gruber auf eine Bank gesetzt — mit ihr auf- und abspazierte, sagte er mit gesenkten Augen:

„Sie wissen es wohl schon, Edith, daß Ernestine unsere Verlobung gelöst hat?"

„Ja, ich weiß es. Sie hat wohl Ihre Kühle schmerzlich empfinden müssen".

„Ich glaube, es beruhte auf Gegenseitigkeit", antwortete er den Kopf hebend, „wir haben uns beide in der Art unserer Gefühle getäuscht. Bei Ernestine mochte das wohl erst recht zum Bewußtsein gekommen sein, nachdem sie die Bekanntschaft Herberts gemacht — und anfing mich mit ihm zu vergleichen".

Edith war plötzlich stehen geblieben, und sah überrascht in Eberbachs Gesicht.

Der Mond fiel gerade über sein dunkeles Haar und verlieh seinem Antlitze einen eigenartigen Zauber.

„Das ist bescheiden von Ihnen gedacht", sagte sie dann langsam, das Auge immer auf seinem Gesichte, „ich habe nie daran gedacht, daß Herbert jungen Damen gefallen könne".

„Er ist ein Gruber“, sagte Werner aus seiner tiefsten Seele heraus — „die haben ein magisches Etwas, das Andern zum Verhängniß werden kann“.

„Sie wollen doch nicht sagen“, — und jetzt senkte sie die Augen — „daß Ernestine etwas Anderes zu Herbert zöge, als religiöse Uebereinstimmung und Achtung für seinen Charakter?“

„Ich weiß das nicht, aber jedenfalls ist sie sich dabei über ihre Gefühle für mich klar geworden und zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir nicht in allen Lebensfragen übereinstimmen“.

Edith schwieg, noch immer mit gesenkten Augen, und zerstörte mit ihrem Fuße achtlos die zarten Blättergewinde, die der Mond ausdrucksvoll auf den Weg gezeichnet.

„Das würde mir leid, sehr leid thun“, sagte sie gedankenvoll, während sie ihre flimmernden Augen zu Werner hob, „wenn Ernestine etwas Anderes zu Herbert ziehen könnte, als Gemeinschaft der gegenseitigen Anschauungen — — — denn wir Grubers geben kein Glück“.

„Kein Glück?“ ging es wie ein Hauch über Werners zuckende Lippen — „aber es könnte Denen, die sie lieben, dennoch das Höchste sein — selbst mit ihnen zu leiden — und zu Grunde zu gehen“.

So leise auch Werners Stimme gewesen, Edith fühlte das leidenschaftliche Beben aus derselben heraus.

Das war kein Ton, den sie hören durfte, selbst dann nicht, wenn er verständnißvoll bis in die Tiefe ihrer Seele gedrungen wäre.

Sie sagte daher so ruhig, als ginge sie es nichts an:

„Wir wollen uns um die Schicksale der Beiden nicht den Kopf zerbrechen, lieber Werner, und thun

besser, Mama ein wenig an den Teich zu führen. Das Wasser hat etwas Beruhigendes für die Nerven und ist so zauberisch, wenn sich der Mond in seinen Wellen bricht. Vorläufig wünsche ich nichts als Herberts Freiheit; der Verlust seines Amtes käme mir dann nicht so bitter vor, denn seine Gesundheit fängt an zu leiden".

Werner bedurfte einiger Zeit bis er den gewohnten Ton wieder fand, und erst als er Frau Grubers Arm in den seinen legte, fing er aufs Neue zu reden an.

Diese verfiel aber nur zu bald in ihre unerquickliche Art, Edith zu tadeln und Eberhards Tugenden zu preisen.

„Edith ist eine große Verschwenderin geworden", sagte sie unter anderem, „sie macht Braten und Suppen für arme Leute — und will mir sagen, daß es für Herbert sei".

„Gewiß, Mütterchen", sagte sie sanft, „Herbert ist krank, kann nicht ausgehen und da muß ich für ihn sorgen. Frage nur Herrn von Eberbach".

„Ach nein, Werner ist wie Du, Ihr wollt es mir nur verheimlichen, Herbert ist todt — mein Herz sagt es mir".

Und dann legte sie ihre Hand an die Brust und weinte leise vor sich hin.

Werner suchte sie nun gleichfalls vom Gegentheil zu überzeugen, aber auch seine Worte blieben erfolglos.

Es überraschte ihn zu hören, daß das Mädchen auch noch die Sorge um Herbert auf sich genommen hatte, eine Schwierigkeit, die, da Alles geheim und durch Helfershelfer geschehen mußte, ihm unüberwindlich erschien.

Er nahm sich vor, sie seinerseits nicht mehr mit Gefühlsausbrüchen zu quälen, die sie nicht erwidern konnte oder wollte. Sie hatte Recht, sie bedurfte, so wie die Verhältnisse lagen, ihrer ungetheilten Kraft und es wäre egoistisch von ihm gewesen, sie dadurch vielleicht um seine ehrliche, brüderliche Freundschaft zu bringen.

„Darf ich Sie morgen Abend wieder abholen, Frau Gruber?" fragte er, als er den Damen die Hausthüre geöffnet und sich empfehlen wollte, „wir müssen den herrlichen Mondschein benutzen".

„Aber Ihre kostbare Zeit", wandte Edith ein.

„Ich bin bis neun Uhr frei und stehe zu Diensten". Und dann legte Edith in seine Hand die ihre, der er nicht den leisesten Druck zu geben wagte, und die Thüre fiel zu.

Er blieb noch ein paar Augenblicke stehen und sah über die Mauer. In wenigen Wochen konnte sein Freund Eberhard zurück sein — er hatte sich eingeschifft — und nahm, was so nahe lag, Mutter und Schwester mit sich nach Berlin.

Herbert und Ernestine, er konnte sich nicht helfen — er verband die Beiden in seinen Gedanken, wanderten aus in die Schweiz. Röder ging zurück in die Heimath.

Und er? Blieb es ihm doch vergönnt für sein Vaterland zu kämpfen! Zu leben und zu sterben!

Und gipfelten nicht seine besten Knaben- und Jünglings-Illusionen in diesem Traume — der wie ein stilles Gebet noch jetzt durch seine Seele zog?

Was war es denn so Großes, wenn er auch das Weib, das geliebte, aus seinem Herzen riß?

Je größer das Opfer, je stolzer das Bewußtsein!

Ja, er fühlte die Kraft, die riesengroße — er wollte sein ganzes Ich, mit dem zauberischen Märchentraume seines Herzens, mit Allem — Allem, was stille Sommernächte in seiner Seele gedichtet, gehofft und gesehnt hatten, in das große Meer der Menschenliebe schleudern — und in ihm untergehen.

* *
*

Einige Tage später begab sich Werner zu Baron Röder, um mit ihm wichtige Dinge zu besprechen, die sich inzwischen ereignet hatten.

Er fand den Freund zu Hause und schlug seine Bitte, den Abend mit ihm zu verbringen, nicht aus. Röder hatte sich mit Hülfe eines alten Dieners ein gemüthliches Junggesellenheim eingerichtet — und als jetzt das Theewasser in der Maschine zu dampfen begann und der Tisch mit kalten Speisen besetzt wurde, sah es behaglich und einladend aus.

„Herbert Gruber wird in diesen Tagen seine Entlassung aus kurhessischem Staatsdienst erhalten", sagte Röder, dem Freunde auf dem Sopha Platz machend und sich ihm gegenüber setzend. „Sie wußten es wohl?"

„Frl. von Pichler sprach schon vor einigen Wochen davon — der Kurprinz hatte es seiner Mutter verrathen — ich glaubte nicht daran. Man hat demnach ganz offenkundig die Untersuchung niedergeschlagen".

„Ja, und ihn wie einen Verbrecher entlassen", fiel Röder ein, „es ist nur gut, daß man im Auslande die kurhessischen Verurtheilten zu den Märtyrern zählt".

Werner hatte mechanisch seinen Thee geschlürft, Brot und Fleisch verzehrt, aber kein Wort gesprochen; Röder bemerkte, wie sein Gesicht Gedanken und Sorgen aller Art durchzogen.

Erst als der Diener abservirt und das Zimmer verlassen hatte, sagte er, offenbar an die Gedanken anknüpfend, die ihn während der Zeit beschäftigt hatten:

„Herbert wird nun wohl doch in die Schweiz gehen. Frl. von Pichler sprach einmal von einem Anwesen, das dort zu verkaufen sei. Es wäre schade um sein großes rhetorisches Talent, wenn er der Kanzel für immer entrissen würde“.

„Es liegt das wohl auch kaum in seiner Absicht“, war Röders Antwort, „vorläufig ist es vielleicht gut so, denn seine ernste sittliche und religiöse Anschauung stimmt doch zu wenig mit der rationellen Kirche Kurhessens und noch weniger mit der Frivolität des Hofes, er würde in immer neue Konflikte gerathen. Merkwürdig bleibt es doch, daß Herbert im Grunde ganz derselbe ist, wie sein Bruder Eberhard, und wie seine Schwester — so weit auch ihre Wege und oft auch ihre Anschauungen auseinandergehen“.

„Mir ist Herbert in seiner religiösen Anschauung“, fuhr er in Gedanken fort, „und in der Art, wie er sie kund giebt sehr sympathisch, wennschon ich zugeben muß, daß unsere Ansichten in den meisten Punkten auseinandergehen“.

„Sie sind hauptsächlich von seiner Person gefesselt, lieber Röder, er ist eben ein Gruber, die alle ihr tiefes Innenleben schon im Wesen und selbst im Tone der Stimme tragen“.

„Ja, der Grundton ihrer Individualität ist von überwältigendem Zauber, ich bin mir das tief bewußt geworden — und es kostet Kämpfe, mich davon zu befreien. Ich werde Kassel sobald als möglich verlassen“.

„Dann werden Sie der kleinen Rosen das Herz brechen“, sagte Werner, den Freund in andere Bahnen

lenkend, „es gab eine Zeit, in der mir das hübsche Kind gewogen war, aber jetzt sieht sie mir so gleichgültig in die Augen, wie ihrem Schooßhunde. Sie hat ihr Bestes nur noch für Sie".

„Sehr schmeichelhaft für mich, aber zu den Lieblingsplänen Ihrer hessischen Favoritin gehört es doch, Sie Selbst mit Frl. von Rosen zu vereinen".

„Mich?" fragte Werner, und es ging ihm auf einmal ein Verständniß für die ausgesuchte Zuvorkommenheit der Gräfin auf. „Da würde sie freilich auf schlechtem Boden bauen — ich bin noch nicht einmal genesen von dem ersten übereilten Schritte — und —"

„Und", ergänzte Röder mit Wehmuth, seine Züge studirend, „sind so tief und unauflöslich in andern Banden — daß es da wohl kein Entrinnen giebt".

In Werners Gesicht zuckte ein so jäher Schmerz, daß Röders Vermuthung zur Ueberzeugung wurde.

Er stand auf, ging im Zimmer hin und her, und dampfte, ohne zu wissen was er that, seine Cigarre leidenschaftlich in die Luft.

„Röder, ich will Ihnen nicht im Wege sein, gewiß nicht", sagte Werner sich nun auch erhebend, und seine Hand auf des Freundes Schulter legend, „ich habe andere, größere Pläne — keine Muße um die Liebe eines Weibes zu ringen. Außerdem glaube ich, so wie die Dinge heute stehen, haben wir beide keine Hoffnung. Wenn ich nicht so unaussprechliches Mitleid mit dem Mädchen hätte . . . ."

„Es ist gut so, Eberbach", sagte Röder, an das Fenster tretend, um seiner tiefen Erregung Herr zu werden, „geniale Naturen, wie die der Grubers, würden vielleicht in alltäglichen Verhältnissen — wie es die meinen immerhin sein werden — verkümmern.

Aber wenn es denn sein muß, wenn ich mir das hochherzige Mädchen an der Seite eines Andern denken soll — so thue ich es am liebsten an der Ihren".

Die Hände der beiden jungen Männer legten sich ineinander, sie wußten, daß ihre Lebenswege sie auseinander führten, aber daß ein gemeinsamer Herzenszug und gleiche Anschauungen sie dennoch verbanden.

Es war eine geraume Zeit verflossen bis Werner endlich den Punkt berührte, um deßwillen er hauptsächlich gekommen war.

„Ich gehe in acht Tagen, als Abgeordneter der Reformisten, mit einer Adresse an den Kurprinzen nach Marburg, Röder".

„Also doch! Ich fürchtete es längst — wenn aber die Sache verrathen würde, Eberbach?"

„Wollten wir bei jeder Handlung alle möglichen Folgen in Erwägung ziehen, so würde nie etwas Großes geschehen. Wäre ich noch mit Frl. von Pichler verlobt, ich wäre davon abgestanden — aber ich bin frei — ganz frei, Röder, und darf man nicht sein Herzblut für eigenes Glück hingeben — wofür würde es besser fließen, als für das Wohl des Vaterlandes?

Unser armes Hessenvolk ist am Verschmachten, allen Berichten zufolge ist es auf dem Lande noch trostloser als in den Städten und unter dieser Regierung — das wissen Sie — da wird es nicht anders".

„Es sei denn", unterbrach ihn Röder, „daß das hungrige, empörte Volk eines Tages vor das Palais rücken und in bestialischer Wuth und Ungebundenheit eine Revolution zum Ausbruche bringen würde".

„Gerade um das zu vermeiden, um auf rechtlich gesetzlichem Wege den Bedürfnissen der Bürger gerecht zu werden, gehe ich mit einer Adresse vieler und guter

Unterschriften zum Kurprinzen und mache ihn mit den Wünschen des Volkes bekannt. Es sollen erst heute wieder verschiedene Verhaftungen vorgenommen sein — so geheim man die Dinge auch hält, man weiß doch davon".

„Und unter welchem Vorwande wollen Sie sich von Kassel entfernen?" fragte Röder.

„Entweder ich nehme Urlaub und besuche meine Eltern in Rinteln —"

„Und wenn man entdecken würde, daß Sie statt nach Norden nach Süden gingen?"

„Oder", fuhr Werner, Röders Worte unbeachtet lassend fort, „ich melde mich krank und verlasse Kassel als Butterführer, in Verkleidung eines Schwälmer Bauern".

„Können Sie sich auf Ihren Regimentsarzt verlassen?"

„Er weiß von unserem Plane und gehört zur Partei".

„Dann halte ich gleichfalls den zweiten Weg für sicherer. Die Gräfin Reichenbach hat ein Auge auf Sie geworfen und möchte Sie durch eine Heirath mit Frl. von Rosen für sich gewinnen, sie wird Sie demnach, falls Sie Urlaub nehmen würden, nicht außer Acht lassen".

„Sind Sie davon überzeugt?"

„Ja, denn ich habe die Thatsache aus direkter Quelle".

„Aber was könnte sie dazu bewegen, mich für ihre Partei zu gewinnen?"

„Ich bitte Sie, Lieber, die Gräfin ist klug genug um zu wissen, wie wenig Sie käuflich sind — und wie unschätzbar ein solcher Charakter, wenn für ihre Pläne gewonnen".

Werner schwieg und dachte über das Gehörte nach. Erst nach einer Weile, während er sich zum Fortgehen rüstete, sagte er sorgenvoll:

„Wenn ich abgereist sein werde, Röder, dann sagen Sie wohl Frl. Gruber, falls sie nach mir frägt, wo ich bin und was ich bezwecke. Ich mag sie nicht vorher unnöthigerweise mit Unangenehmem behelligen".

„Sie wird es verstehen und billigen", sagte Röder.

Sie traten noch einen Augenblick an das Fenster und sahen in die dunkle Nacht. Sie war still und menschenleer, nur von Ferne blies eine einsame Flöte eine getragene, traurige Melodie.

Zuweilen fuhr ein Leuchten hinter den Wipfeln der Bäume auf und erhellte momentan die schlafenden Bäume im Park.

Als sie sich umwandten, stand, wie aus der Erde gestiegen, im dunkeln Mantel gehüllt, Herbert Gruber im Zimmer.

Es war ein ernstes, schmerzbewegtes Wiedersehen.

„Ich komme von Mutter und Schwester, Werner", sagte er, um Worte kämpfend, die bleiern über seine zuckenden Lippen gingen — „ich habe Abschied von ihnen genommen — von — der Mutter — für ewig. — — Ich reise noch in dieser Nacht".

Die beiden Freunde sagten kein Wort — nnr hatten sie sich der Hände Herberts bemächtigt und sahen schmerzlich in sein bleiches, durchgeistigtes Gesicht.

„Sie haben so viel gelitten, lieber Gruber" — sagte endlich Röder — von seinem Gefühle übermannt.

„Ja viel, aber für die Sache des Rechtes, und das erhebt".

Die Worte waren klanglos über die Lippen Herberts gegangen, als kämen sie aus zerrissener Brust. Aber sie hoben ihn vor sich selbst und stählten seinen Muth.

„Ich gehe in die Schweiz", sagte er dann, „hilfsbedürftige Menschen giebt es überall — und lasse, bis Eberhard zurückkommt — Mutter und Schwester unter Deinem Schutze, Werner ....

Meine Mutter — — das war hart" — stöhnte er, wie zu sich selbst, mit der Hand über die bleiche Stirne fahrend.

Er nahm Röders Hand in seine beiden und ihr Druck dankte ihm für Alles, was er ihm und den Seinen gewesen war. Dann trat er zu Werner und schlang zum Abschied beide Arme um seinen Hals.

Hatte er geschluchzt? Oder war es nur das Klagen des Windes gewesen, das zuweilen ächzend durch die stillen Kronen der Bäume fuhr? ....

Röder und Werner sahen ihm tief ergriffen nach, wie seine dunkle Gestalt, das Gesicht im Mantel verhüllt, an der Mauer entlang ging, bis er um die Ecke verschwand. Ihre Gedanken gingen mit ihm, sie fühlten, wie das Leben ihn weiter trieb, aus der Stadt — aus dem Lande — in die weite — fremde Welt! —

* *
*

Monate waren vorüber gegangen und in den politischen Verhältnissen Kassels hatte sich nichts geändert. Nur daß die persönliche Angst des Kurfürsten, der immer noch sein Leben gefährdet glaubte, sich gesteigert hatte und die Sicherheitsmaßregeln, mit welchen er dasselbe zu schützen suchte, fast der Vernunft entbehrten.

Röder hatte sich vom Hofe verabschiedet, aber die Schicksale der Familie Gruber und das seines Freundes Eberbach hielten ihn Woche um Woche in Kassel zurück.

Die Mission Eberbach, die anfänglich so glücklich von statten gegangen war, hatte dennoch schwere Konsequenzen nach sich gezogen und dessen, schon durch die kurhessischen Verhältnisse gebeugte Familie in tiefe Sorge versetzt.

Sein Plan, ungekannt Kassel zu verlassen, um den Kurprinzen zu sprechen, der sich damals in Marburg aufhielt, war ihm aufs Glänzendste gelungen und wenn ihm auch die Audienz bei demselben keine allzu großen Hoffnungen für die Zukunft seines Vaterlandes geben konnte, so fand er ihn doch bereit, auf die Wünsche des Volkes einzugehen.

Als er dann aber auf der Rückreise mit seinem kleinen improvisirten Butterwagen bei Nacht wieder in Kassel und dann in seiner Wohnung ankam, fand er die Möbel versiegelt — und den Befehl, sich dem Kriegsgericht zu stellen. Er wurde seines Säbels beraubt und schon nach wenigen Tagen Hausarrestes, ohne jegliches Verhör, in dieselbe Gefängnißzelle abgeführt, die vor Kurzem Herbert Gruber verlassen hatte.

Ob man von seiner Mission in Marburg keine Notiz nehmen wollte, oder sie in maßgebenden Kreisen nicht bekannt geworden war, darüber konnten sich seine Freunde keine Klarheit verschaffen, aber es blieb gewiß, daß man ihn wegen Hochverrathes verhaftet hatte.

Der Kurfürst selbst war in so heftiger Erbitterung, daß der Name Eberbach nicht mehr genannt werden durfte und ein Wiedereintreten in sein Regiment, selbst beim günstigsten Verlaufe des Prozesses, zu den Unmöglichkeiten gezählt wurde.

Seine Freunde und Parteigänger riethen hin und her und je mehr von der geheimen Polizei und aus dem Palais an ihre Ohren drang, je mehr gewannen sie die Ueberzeugung, daß nur eine Flucht ihn von den voraussichtlich langen Qualen einer Gefangenschaft erlösen könne.

So standen die Dinge, als eines Tages Eberhard Gruber, in der Uniform eines preußischen Offiziers, ganz unerwartet in das einfache Haus der Sängerin trat. Baron Röder hatte den einstigen Verbannten in Berlin empfangen und ihn dem Regimente vorgestellt. Er wollte ihm die Genugthuung nicht versagen, in der preußischen Uniform durch die Straßen derselben Stadt zu gehen, die er einst als Verbannter verlassen hatte.

An dem Hause von Frau Gruber, bis wohin Röder ihn begleitet hatte, war dieser umgekehrt, um nicht störender Zeuge einer Familienszene zu sein, die Schmerz und Glück gleich tief erfüllen mußten.

Edith lag beinahe zerbrochen am Herzen des Bruders, der mit seinen starken Armen, als könne er sie nimmermehr lassen, ihre schmiegsame Gestalt umklammerte.

Eberhard nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und konnte sich nicht satt an den Zügen sehen, die er unentwickelt verlassen und denen Liebe und Schmerz ein so ausdrucksvolles Gepräge gegeben.

„Edith, kleine süße Nachtigal", sagte er mit thränenfeuchten Augen, „was bist Du für ein starkes, herrliches Weib geworden! Wenn es je eine Sühne für ungerechte Leiden gäbe, dann ward sie mir durch Dich in unermeßlicher Gnade! Du hast in Deiner Liebe die Kraft gefunden, jede mädchenhafte Scheu, die Dich quälte, abzuweisen, bist aus der stillen Stube

heraus in das offene Leben getreten und hast ohne Bedenken für mich jede Bürde auf Dich genommen.

Daß ich jetzt hier vor Dir stehe, wieder befähigt für mein deutsches Vaterland zu leben und zu kämpfen, das danke ich Dir!"

Edith schluchzte an seinem Herzen.

„O, ich habe Deine Liebe auch in der Verbannung gefühlt", fuhr er mit tiefbewegter Stimme fort, während er ihren Kopf an seine Brust preßte — „sie hat mich über das Meer herüber angeweht, wenn ich in einsamen Stunden vor meiner Hütte saß und mit müdem Herzen in das Leben starrte — sie hat mich gekräftigt und gestählt, wenn ich zusammenbrechen wollte und ich nichts besaß, was meiner Arbeit Weihe und Segen gab — Edith, theure Edith — habe Dank!"

„Und die Mutter, Eberhard, unsere Mutter", stöhnte sie.

Eberhard fuhr in die Höhe und sah starr in ihr Gesicht.

Röder hatte ihm von dem Leiden seiner Mutter gesprochen, aber noch hatte er nicht den Muth gefunden, nach ihr zu fragen.

Das Mädchen sah, wie sich sein Gesicht entfärbte und die Lippen bebten.

Er war ja seiner Mutter so eng verbunden gewesen, so eng, wie nur das Unglück zu einen vermag.

„Edith, muß unsere Mutter sterben?" rang es sich endlich aus seiner Seele herauf über die Lippen.

„Ich bin vor acht Tagen zum letzten Male aufgetreten, Eberhard, ich habe meine Entlassung eingereicht — ich — ich fürchte es".

Ein leises Weinen erstickte ihre Stimme.

„Nur keine Pläne machen, nur das nicht“, sagte er in bitterem Schmerz, „die Vorsehung hat ihre eigenen Wege und die durchkreuzen wir Menschen nicht. Wie habe ich diese Mutter geliebt!“

Und dann ging er über die Schwelle des Nebenzimmers, sank an dem Lager der Mutter in die Knie und neigte sein jetzt von Thränen überströmtes Gesicht auf ihre abgezehrte Hand.

* * *

Einige Tage später durchlief die Nachricht von Frau Grubers Tod die Stadt Kassel.

Man hatte keine Ahnung davon gehabt, daß sie in ihren Mauern gelebt, und noch viel weniger hatte man vermuthet, daß die gefeierte Sängerin, Demoiselle Linden, die Tochter des einstigen Ministers sei.

Aber der Tod hat etwas Versöhnendes und die Frau, die jetzt nach kämpfevollem Leben still entschlummert war, konnte durch ihr Dasein nicht mehr kränken.

Man erzählte sich, bis in die Kreise der Gräfin Reichenbach hinein, von dem Geiste und der Schönheit der Verstorbenen, von den Intriguen des Königs Jérôme's, um sie zu gewinnen, und dem Charakter und der Willenskraft, mit welchen sie den herbsten Schicksalsschlägen getrotzt habe.

Man sprach auch seltsam milde von dem jungen Lieutenant, der damals wegen kühnen Eingreifens um Gehaltsaufbesserung der Offiziere und giftiger Beschuldigung eines Kameraden des Portepées beraubt ward und nun als preußischer Ulan dem Sarge der Mutter folgte.

Ein alter, in Ehren ergrauter Beamter, der einst als Referendar an der unerschütterlichen Pflichttreue

des Minister Gruber emporgesehen und dann dem einsamen Sarge des im Wahnsinn Gestorbenen gefolgt war, mußte besonders ernst der Wandlung der Geschicke gedenken, als er nun auch am offenen Grabe von Frau Gruber stand. Er verglich die Theilnahme, die man hier zeigte, unwillkürlich mit dem Hasse, der das Leben der edlen Frau gebrochen hatte.

Hatte nicht der Dichter Recht, wenn er sagte: „daß man die Todten wohl deshalb so sanft trage, weil sie keine Schmerzen mehr empfinden können“.

Nur die Generalin Werder, als sie am Tage nach Frau Gruber's Beerdigung im Kabinet der Gräfin saß, konnte es nicht unterlassen, alte Geschichten aufzurühren und das Gift, womit sie einst das Leben der jungen Frau vergällt, auch noch in ihr Grab zu tropfen.

Sie lenkte dann geschickt auf Eberbach über und wußte der Gräfin die Gefährlichkeit seiner Existenz in so grellen Farben zu malen, daß dieselbe seinetwegen noch am gleichen Abende eine lange Unterredung mit dem Kurfürsten hatte.

Ob dieser Haß der Generalin allein aus dem Aerger entsprang, weil aus der Heirath Eberbachs mit Adele Rosen nichts werden sollte, und diese ihr voraussichtlich mit Röder nach Preußen entschlüpfen konnte — oder ob es die einfache Lust zum Verleumden und Intriguiren war, welche sie bewog in die Geschicke ihrer Mitmenschen einzugreifen?

Jedenfalls war die Kunst, unglaublichen Dingen einen wahrhaften Schein zu geben, das größte Talent, welches sie besaß.

In Kassel bedauerte man indessen vor Allem den Verlust der Künstlerin, und es gab Leute, die zu ihrem

Hause wallfahrteten, um hinter den Scheiben vielleicht den Schatten ihrer Gestalt zu sehen.

Oben in den Räumen aber saß Edith in schwarzen Trauerkleidern und starrte in die Ecke, wo ihrer Mutter Lager gestanden und wo es jetzt so todestraurig und leer aussah.

Es waren schon Wochen seit dem Tode derselben vorübergegangen, aber noch konnte sie sich nicht entschließen die Räume zu verlassen um Eberhard zu folgen, der sie bereits in einer behaglichen Wohnung in Potsdam erwartete.

Sein letzter Brief lag vor ihr. Sie solle den Tag bestimmen an dem sie abzureisen gedächte, er könnte es nicht erwarten, seine Nachtigall in dem eigenen Käfig zu haben, den er mit brüderlicher Liebe ausgeschmückt. Bei ihrem Bruder Eberhard! Hatte sie sich das nicht immer, als den Gipfel der Wünsche gedacht?

Ihr Bruder war wieder im deutschen Vaterlande, hatte eine geachtete Stelle im Heere noch besser als die, welche er hatte verlassen müssen — und sie — sie konnte jetzt mit ihm leben und wirken!

Sie las den Brief abermals.

Sogar ihrer künstlerischen Nothwendigkeit hatte er Rechnung getragen und ihr Aussichten als Solistin in den Oratorien-Konzerten gemacht. Konzerten, die sich besonderer Gunst und Protektion des Hofes zu erfreuen hatten.

Wie war er bedacht ihr Leben nach so schweren Kämpfen lichtvoll und sorglos zu gestalten!

Aber ihre Gedanken streiften nur flüchtig die sonnigen Gebilde, die der Bruder ihr zu malen versuchte — sie konnte sie nicht halten — sie verirrten sich in dunklere Labyrinthe und blieben in der Ge-

fängnißzelle haften, in welcher sie einst in flüchtiger Abendstunde am Herzen Herberts gelegen.

Vier kahle, getünchte Wände und ein enges, vergittertes Fenster, welches die heiße, farbenprächtige Herbstlandschaft da draußen so elend verstümmelte!

An dem Tische da saß nicht mehr ihr Bruder Herbert, nein, da saß nun schon Monate lang Werner von Eberbach und dachte an sie.

Er hatte es ihr nicht gesagt, kein lebendiges Zeichen war von dort zu ihr gedrungen, nichts — gar nichts. Aber sie wußte es doch, sie fühlte es an den eigenen Herzensschlägen, an der Angst, die ihre Seele quälte und die seit der Mutter Tod von Tag zu Tag wuchs.

Giebt es denn Seelen, die magnetisch dem Unglücke nachziehen müssen und des Schattens bedürfen um sich zu entfalten?

Sie starrte noch immer in die leere Ecke, wo die kranke Mutter gelegen und suchte nach Verständniß für sich selbst.

Man hatte an die Thüre geklopft.

Hatte sie „Herein“ gerufen?

Sie wußte es nicht, aber ihr gegenüber stand Baron Röder und sah in ihr fremdes, von Kampf und Sorge vergrämtes Gesicht.

„Ich habe Werner von Eberbach gesprochen, Frl. Gruber“, sagte er, nachdem er ein paar Augenblicke stumm vor dem Mädchen gestanden und sie keine Worte gefunden hatten, sich zu begrüßen.

Ihre Züge belebten sich, das Blut schoß in raschen Strömen in ihr Gesicht und sie hob ihre krankhaft leuchtenden Augen zu ihm auf.

„Es hat Mühe gekostet“, fuhr er fort, während er sich auf den Stuhl setzte, der ihr gegenüber stand,

„durch Neben- und Hinter-Wege in seine Zelle zu gelangen, er wird strenger bewacht, als Ihr Bruder Herbert es wurde, und es scheint, als ob er tonangebende Feinde habe, die alles aufbieten, seine Lage zu erschweren“.

„Unt wie trägt er sein Leiden, wie sieht er aus?“ stieß endlich Edith leise hervor.

„Wie er es trägt? Ich hatte den Eindruck von einem gefangenen Löwen im Käfige“, antwortete der Baron ernst. „Es ist keine große That, für die er leidet und es demüthigt, der Spielball niederer Gehäßigkeit zu sein. Er sieht müde und überlebt aus“.

Edith erhob sich und trat an das Fenster.

Röder bemerkte an dem leisen Beben ihrer Schultern, wie bewegt sie in dem Gedanken an den Gefangenen war.

Es regte sich ein Etwas aus vergangenen Tagen in ihm, was er tief in seinem Herzen begraben hatte — aber was dennoch nicht sterben wollte.

Der Kanarienvogel, der in einem einfachen Käfig an der Wand hing, schmetterte rücksichtslos in die Gedanken der Beiden hinein.

Er hätte ihr gerne gesagt, daß Werners Flucht vorbereitet würde, daß es dessen Absicht sei nach England zu gehen, um dort ein Unterkommen zu suchen — aber er hatte sein Ehrenwort gegeben — zu schweigen.

Als hätte Edith seine Gedanken errathen, wandte sie sich jetzt nach ihm um und sagte so ruhig wie möglich:

„Es wird Werner Eberbach nichts anderes übrig bleiben als die Flucht, Herr von Röder, ich weiß durch Frl. von Pichler, daß selbst die Kurfürstin dazu räth“.

„Allerdings, er hat Feinde im Reichenbach'schen Kreise, die sich, was Verleumdung angeht, keine Mühe verdrießen lassen. Man wollte ihn — um ihn für eigene Pläne zu gewinnen — mit Frl. von Rosen verheirathen und es ist anzunehmen, daß andere Bewerber jetzt triumphiren und sich nicht beeilen für Eberbach in die Schranken zu treten".

„Die arme, kleine Rosen", sagte Edith sanft, „sie wäre eines besseren Looses werth. Sie war neulich bei mir und so offen und ehrlich, wie es nur ein gutes, unverdorbenes Herz sein kann".

„Sie ist auch die reine Quelle, aus der ich schöpfte", sagte Röder, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit.

„Aber ich kam eigentlich", fuhr er fort, „um Ihnen meine Reisebegleitung anzubieten, Frl. Gruber. Ihr Bruder Eberhard könnte nicht gut schon wieder um Urlaub einkommen und mir kommt es nicht auf ein paar Tage an; ich bleibe sicher bis zur nächsten Woche und würde mich nach Ihrer Bequemlichkeit richten".

„Sie wollen also Kassel nun ernstlich verlassen?" fragte Edith, während sie ihre Augen gedankenlos über sein Gesicht gleiten ließ, „es ist liebenswürdig von Ihnen mir Ihre Hilfe anzubieten, ich werde mich beeilen — —

Aber Werner von Eberbach?" fragte sie dann plötzlich, sich selbst unterbrechend, „wer wird sich seiner annehmen, wenn auch Sie fort sind?"

„Ich hoffe, daß sich sein Schicksal in den nächsten Tagen entscheiden wird und daß ich Ihnen Beruhigendes sagen darf, bevor wir abreisen".

In Ediths Herzen stieg jetzt die Gewißheit auf, daß man seine Flucht vorbereite, also doch! Ein

ähnliches Schicksal, wie es ihr Herz einst mit ihrem Bruder Eberhard durchkämpft hatte — die Erkenntniß hatte für sie etwas Betäubendes — und sie griff, als bedürfe sie eines Haltes, an die Lehne des Stuhles neben welchem sie stand.

Röder sah ihr Gesicht erbleichen und las den Kampf der Seele in ihren Zügen.

Warum konnte sie nicht den stillen Weg mit ihm selbst durch das Leben gehen, das er ihr so gerne geebnet hätte?

Er wußte keine Antwort auf die Fragen, die Gott zu tief in das Menschenleben gelegt um sie zu ergründen, aber er wollte ihr Freund bleiben, wenn sie seiner bedurfte.

Ediths Züge hatten wieder die gewohnte Ruhe gefunden, als sie sich ihm zuwandte.

„Wissen Sie, daß Ernestine von Pichler in Frankfurt ist und Herbert nach der Schweiz folgen wird?“

„Nein, das wußte ich nicht“.

„Vorläufig geht sie mit einer älteren Dame, die Stellung in der Anstalt genommen hat, aber sobald sich auch Eberbachs Geschick entschieden hat, wird sie sein Weib“.

„Das sind zwei Menschen, die zusammen gehören“, sagte Röder — „ich wüßte keine andere Frau auf Erden, die Ihrem Bruder Herbert so vollständig genügen könnte“.

„Sie sehen, Herr Baron, die Schicksale unserer Familie wenden sich zum Frieden — nur ist es für uns Grubers so bitter, daß es außerhalb der Heimath sein muß“.

Röder hatte sich erhoben.

„Ich werde morgen ernstlich mit den Vorbereitungen zur Abreise beginnen“, sagte Edith, während ihr Gesicht den entschiedenen Zug annahm, der ihm eigen war, der aber heute nicht zu dem Flimmern der Augen stimmen wollte, in denen Röder zerdrückte Thränen sah.

Er hatte sie noch niemals so schön gesehen. Er riß sich mit einer höflichen Verbeugung los und sagte kein Wort mehr.

Aber er wollte Eberhard schreiben, daß er sie nicht begleiten könne — er war sich das selbst und noch einer anderen schuldig, die er in ihrer naiven Unschuld an sein Herz nehmen und schützen und behüten wollte vor dem Gifthauch der sie umgebenden Welt. Arme, liebe Adele — ihr unschuldiges, junges Herz hatte ja, sich selbst unbewußt, alle seine Fasern in das seine gegeben.

Als Röder gegangen war, zündete Edith die Lampe an und setzte sich an ihren Schreibtisch. Aber der Bogen Papier, der vor ihr lag, blieb lange unberüht, erst als sie fühlte, daß ihre Augen feucht wurden, senkte sie die Feder in die Tinte und schrieb hastig:

„Lieber Werner, ich kann Kassel nicht verlassen, bevor ich mich nicht Ihretwegen beruhigt habe. Es ist mir klar, es bleibt Ihnen keine andere Wahl, als die Flucht — Sie sollen also dem gleichen Verhängnisse zum Opfer fallen, wie wir Grubers — in der Fremde eine Heimath zu suchen. Wenn ich Ihnen in irgend einer Weise behilflich sein kann, Werner, so bitte verfügen Sie über mich, Sie wissen, ich habe Muth und lasse mich nicht zerbrechen. Außerdem kenne ich, aus Herberts Zeiten, die Tochter des Gefangenwärters — sie ist mir gewogen.

Bitte, sagen Sie was ich für Sie thun kann und verfügen Sie über Ihre schwesterliche Freundin
Edith".

Und dann hing sie ein Tuch über den Kopf, nahm einen Korb an den Arm, um sich das Ansehen eines Dienstmädchens zu geben, und die gefeierte Sängerin vom Hoftheater, die Tochter des einstigen Ministers, ging mit bangem Herzen durch die engen Straßen Kassels bis zum Gefängnisse.

Gottlob, das Mädchen war zu Hause, die Vorsehung ging mit ihr. Sie drückte ihr den Brief in die Hand und wartete hochklopfenden Herzens in dem engen Gange. Ihr graute.

Und da saß Werner nun schon drei Monate und keine verwandte Menschenseele kam ihn zu trösten!

Sie faltete ihre Hände krampfhaft und betete.

War sie denn so ganz und gar von eigenem Kummer erfüllt gewesen, daß sie erst heute daran dachte, ihm ein theilnehmendes Zeichen zukommen zu lassen?

Es kam ihr auf einmal vor, als wäre alles was sie erlebt, das Wiedersehen Eberhards, die Krankheit und der Tod ihrer Mutter nichts gegen das Elend seiner einsamen Lage.

Wie lange sie gewartet hatte, das wußte sie nicht. Das Mädchen kam zurück und legte ein zerknittertes Papier in ihre Hand.

„Wie geht es Herrn von Eberbach?" fragte sie leise, während sie das Papier in ihren Busen steckte.

„Nicht gut", antwortete das Mädchen, „der Herr Hauptmann sehen blaß aus, die schlechte Luft, der Mangel an Bewegung — seine Hände zitterten, als sie diese Zeilen schrieben".

Edith fühlte die Schläge ihres Herzens, sie drückte dem Mädchen dankend die Hand und eilte zurück durch die Leipzigerstraße bis in ihre Wohnung.

Die Lampe brannte noch auf dem Tische, es war todtenstill! Der Kanarienvogel, dessen Gesang verstummt war, schlug nur zuweilen, als fliehe auch ihn der Schlaf, mit seinen zarten Fittigen gegen die Gitter des Käfigs.

Edith fühlte die Grabesruhe und Leere. Sie blieb einen Augenblick an der Thüre stehen und überblickte mit ihren traurigen Augen das Zimmer — bis zu dem verwelkten Lorbeerkranz über der Kommode, den man ihr, als sie zum ersten Male die Bühne betreten, mit Jubelgeschrei zu Füßen geworfen.

Sie trat, das Herz voll schwerer Gedanken, zum Tische und entfaltete Werners Papier.

Es enthielt nur wenige, mit Bleistift gekritzelte Zeilen:

„Ich danke Ihnen, liebe Edith, für Ihre schwesterliche, aufopfernde Liebe, aber ich kann und darf dieselbe nicht annehmen.

Wenn Alles gut geht, bin ich in acht Tagen an der Grenze, um dann in England, oder wo weiß Gott, ein vergessenes, der Arbeit geweihtes Leben zu führen.

Gott behüte Sie, liebe Edith, ich danke Ihnen die einzigen glücklichen Stunden meines Lebens. Gott behüte Sie!“

Edith stand wie eine Säule. Ihre Augen blieben so lange an dem Papiere gebannt, bis die Buchstaben vor ihnen zu tanzen begannen, und sie sich mit Thränen füllten, die in unaufhaltsamen Strömen über ihr Gesicht rieselten.

Sie rührte sich auch dann nicht von der Stelle.

Wie sehr ihre Gedanken arbeiteten, um Kopf und Herz in Einklang zu bringen und endlich mühsam aufgebaute Welten jäh in sich zusammenbrachen, das konnte man an den schmerzlich verzerrten Zügen sehen, als die Thränen längst versiegt waren und ihre Augen starr und glanzlos über alle die theuren Gegenstände glitten, die bis dahin ihr einsames Leben getheilt hatten.

Der Morgen dämmerte bereits, als sie sich von ihrem Schreibtische erhob und die Bogen faltete, die sie an ihren Bruder Eberhard geschrieben hatte.

Sie weinte nicht mehr, blickte auch nicht starr, wie sie es vorher gethan, über die Wände ihres stillen Zimmers, ihr Gesicht sah im Gegentheil zufrieden und glücklich aus, als sie es in die Kissen gebettet hatte und sie endlich mit fest gefalteten Händen in sanften Schlummer fiel.

* * *

Am kurhessischen Hofe war inzwischen gleichfalls Manches anders geworden. Die jüngste Tochter des Kurfürstenpaares, Prinzessin Marie, hatte sich unter pomphaften Feierlichkeiten mit dem jungen Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar vermählt und es war mit dieser Verbindung ein lang gehegter Wunsch des Kurfürsten in Erfüllung gegangen. Von den Hochzeitsfeierlichkeiten und den Familiengliedern aller Seitenlinien des kurfürstlichen Hauses, die dem Feste beigewohnt, sprach man in Kassel noch lange Zeit.

Der große hessische Tondichter Spohr, hatte neben dem berühmten Fackeltanze, aus welchem später die Faustpolonaise erstand, auch noch seine Oper: „Der Berggeist“ komponirt und damit das Fest unsterblich gemacht.

Aber alle diese Eindrücke verwischten, als kurz darauf die Kurfürstin mit ihrer ältesten Tochter, um Unwürdigkeiten aus dem Wege zu gehen, nach Bonn übersiedelte.

Der Kurprinz, der, wie man hörte, verschiedene unliebsame Auftritte mit seinem Vater gehabt hatte, sich auch wohl nicht in die Höflichkeiten fügen wollte, die derselbe für die Gräfin Reichenbach beanspruchte, folgte seiner Mutter bald nach.

Zum Unglück Werner von Eberbachs und noch vieler Anderer waren mit dem Wegzuge der Kurfürstin für die Gräfin Reichenbach alle Schranken gefallen.

Sie nahm Huldigungen, sogar von auswärtigen Gesandten, entgegen, wie sie nur einer legitimen Fürstin gebühren.

Ja, man besuchte sogar nach aufgehobener offizieller Hoftafel ihren Cercle und rechnete es sich zur Ehre, von ihr beachtet zu werden.

Je mehr ihr gehuldigt wurde, je zufriedener zeigte sich der Kurfürst — und das ausgesprochenste Favoritenthum konnte nicht beleidigender gedacht werden. Ohne die Einmischung der Gräfin gab es keine Begünstigung, ja nicht einmal ein Recht und man war in Kurhessen an dem Punkte angelangt, wo die Erbitterungen im Volke ernsten Erwägungen Platz machten — und sich die Keime zu regen anfingen, die sich nach und nach zum Selbstbewußtsein und zur Willenskraft entfalteten. Es waren die Jahre, die dem schmerzlichen Aufschrei von 1831 vorhergingen, wo das erbitterte Volk, jede Rücksicht vergessend, vor das Palais des Kurfürsten stürmte und nach einer Verfassung und seinen Rechten schrie. —

Die Erbitterung der Gräfin gegen die kurprinzliche Partei kannte keine Grenzen, und wie sehr die Freunde und Gesinnungsgenossen Eberbachs sich auch bemühen mochten, auf geraden oder krummen Wegen, ihm zu seinem Rechte oder wenigstens einer Entscheidung zu verhelfen, es prallte Alles an dem Hasse ab, den die Gräfin in erster Linie ihm entgegen brachte.

Sogar ein Drohbrief, den der Kurfürst in Betreff dieser Angelegenheit erhalten hatte, vermochte es nicht, sie milder zu stimmen.

Die Gräfin lehnte im den violetten Brokatkissen ihres Boudoirs und fächelte sich, als glühe ihre Stirne im Fieber.

Der Kurfürst, dessen krankhafte Furcht man benutzt hatte, ihm im Falle einer ungerechten Behandlung Eberbachs mit gewichtigen Folgen zu drohen, ging, nachdem er bei ihr alle seine Redekunst vergebens verschwendet hatte, in dem Gemache hin und her.

Zuweilen warf er einen ängstlichen Blick auf seine Favoritin, aber ein Griff in die Tasche, wo er den Brief versteckt hielt, tödtete jedesmal das Wort, das er auf den Lippen trug.

Eine Thräne der Gräfin, die sich mit unnachahmlicher Geschicklichkeit aus ihrer Wimper stahl, brach endlich das peinliche Schweigen.

Der Kurfürst, der es nicht ertragen konnte, wenn sie ihm grollte, setzte sich zu ihr und küßte ihre Hand.

„Habe ich Dich aufgeregt, Emilie“, sagte er in der etwas kurzen und abstoßenden Art, wie sie ihm eigen war, „so ist es nicht meine Schuld. Eberbachs Anklage ist ganz unwesentlich und durchaus nicht erwiesen. Die Konsequenzen — —“

„Freilich die Konsequenzen“, unterbrach ihn die Gräfin mit von Thränen heiserer Stimme, „könnten einige Herren des hohen Rathes von zweideutiger Gesinnung ungnädig stimmen — königliche Hoheit müssen ja darauf die größte Rücksicht nehmen. Im anderen Falle handelte es sich ja auch nur, Sie selbst von dem Throne zu stürzen und Ihrem unerzogenen Sohne die Zügel der Regierung in die Hand zu geben. Um sonst gar nichts.

Ich will Dich aber zu nichts überreden, lieber Wilhelm, durchaus nicht“, fuhr sie, jetzt im Bewußtsein, das Feld wieder ganz zu beherrschen, nach einer Weile sanfter fort, „ich verstehe ja von Staatsangelegenheiten nichts, mich treibt nur immer wieder meine große Liebe und Sorge um Dich“.

„Wer meint es sonst auf Erden gut mit Dir“' setzte sie zärtlich hinzu, während sie sich erhob, ihre Hand sanft auf seine Schulter legte und mit ihren blauen Augen liebevoll in sein Gesicht sah.

„Dieser Eberbach hat solche revolutionäre Statuten aufgestellt, — Fehringer hat mir ganz en passant davon erzählt — daß wenn sie durchgingen, Du nur noch der Spielball Deines Volkes wärest. Man möchte eine Verfassung — freilich“, höhnte sie, „eine Verfassung von revolutionären Köpfen ,wie der seine einer ist, zusammengeschmiedet, — die dem Volke alle Rechte sichern und den Fürsten nur zum Lakaien degradiren würde. Halte die Zügel nur ein klein wenig loser, Lieber, gieb Männern wie Eberbach Freiheit und Rechte und Du wirst sehen, wie man sie Dir aus den Händen reißt“.

„Du gehst zu weit, Emilie“, wandte er ein, nur noch zum Scheine seine Meinung aufrecht erhaltend und schon ganz von dem überzeugt, was die Gräfin

gesagt, „man könnte Eberbach nicht gut verurtheilen, denn für Alles, was man gegen ihn aussagt, fehlen die Beweise“.

„Ist es nicht schon genug, daß er sich nicht entblödet Alles zu tadeln, was Du und Deine Beamten thun? Daß er eine Versammlung besucht, in welcher man von Anforderungen an eine neue Regierung faselt?“

„Aber dann müßte man alle Mitglieder dieser Gesellschaft verhaften, liebes Kind, es ist das bis jetzt nur eine Privatsache, die durchaus keinen öffentlichen Charakter angenommen hat“.

„Die aber, wenn sie ihn einst annehmen wird, der Regierung über den Kopf gewachsen ist“.

Der Kurfürst, dessen Blicke wohlgefällig an ihrem hübschen, erregten Gesichte hingen, lächelte, aber er war so vollständig besiegt, daß er sich gar keine Mühe mehr gab, etwas zu erwidern.

Er sagte nur, während er sich erhob und mit seinen Fingern spielend durch ihre Locken fuhr:

„Die Sache ist gar nicht so wichtig, Kind, wie Du denkst. Der Eberbach mag noch eine Weile brummen, bis man seine Angelegenheit vergessen hat, wir wollen uns lieber zum Theater richten, ich sehe meine schöne Gemahlin“ — die Gräfin liebte es, so von ihm genannt zu werden — „hat noch keine Toilette gemacht“.

„Ich werde auch vorläufig noch nicht dazu kommen“, sagte sie, zärtlich in sein Gesicht sehend, „Fehringer wartet im blauen Saale und bittet um Audienz. Er kommt von Bonn und ich hoffe, er bringt mir die Nachricht seiner Verlobung mit der Pichler.“

Und während der Kurfürst durch die Portière in seinen Gemächern verschwand, schellte die Gräfin und befahl ihrem Lakaien, den Polizeirath — der Titel war ihm seit Eberbachs Verhaftung geworden — zu ihr zu führen.

Fehringer war ein kleiner, geschmeidiger Herr, der, als er jetzt über die Schwelle des gräflichen Gemaches getreten war, sich trotz der Hiobspost, die er zu bringen hatte, wie ein Aal durch die Statuen und Vasen hindurch wand, um nach seinen verschiedenen Verbeugungen, auch noch der Ehre theilhaftig zu werden, ihr die Hand zu küssen.

„Nun?“ fragte diese, sein schlaues Gesicht studirend, als müsse sie die Antwort der Fragen da lesen können, die sie in den letzten Tagen beschäftigt hatten, „Haben Sie Fräulein von Pichler endlich gefunden und darf man Ihnen gratuliren?“

Der dünne Polizeimann wehrte mit der Hand und suchte hinter einem verkniffenen Lächeln die Niederlage zu verbergen, die sich zwar nicht wegleugnen ließe, die er sich aber bemühen wollte, in dem für seine Person vortheilhaftesten Lichte der Gräfin darzustellen.

„Nein nein, Frau Gräfin, so weit, wie Hochdieselbe zu vermuthen geruhen, sind wir noch nicht gekommen — ich — —“

„So waren Sie nicht bis Bonn?“ unterbrach ihn die Gräfin rasch, die die breite Art ihres Günstlings schon mehr als einmal gelangweilt hatte.

„In Bonn schon, Frau Gräfin, aber als ich dort ermüdet ankam und endlich die Wohnung der Frau Kurfürstin ermittelt hatte, —“

„Da?“

„Da stellte sich heraus, daß Frl. von Pichler gar nicht mehr in ihrer Funktion als Hofdame sei“.

„Aber in welcher anderen Funktion denn?“ spöttelte die Gräfin, „das bliebe sich doch für Ihre Zwecke ziemlich gleich“.

„Nicht so sehr, als Frau Gräfin meinen, denn Frl. von Pichler war überhaupt nicht in Bonn“.

„Nicht in Bonn? Ja ums Himmelswillen, wo war sie denn?“

„Ein Lakai der Kurfürstin sagte mir, daß sie bei einer Verwandten in Frankfurt sei — um sich zu einer Reise vorzubereiten, die sie nächstens zu machen beabsichtige“.

„Ich wußte ja garnicht, daß die Pichler überhaupt eine Verwandte auf der Welt habe“, unterbrach ihn die Gräfin ärgerlich.

„Ich auch nicht“, sagte der Polizeimann, „aber ich dachte, daß Eile von Nöthen sei, und damit mir der Vogel nicht davon fliegen könne, notirte ich mir ihre Adresse, nahm Extrapost und fuhr nach Frankfurt“.

„Diesmal nicht als gesetzlicher Verfolger unglücklicher Menschenspuren“, lachte die Gräfin, „sondern als ein liebeglühender Heirathskandidat mit Amors Pfeil im Herzen. Ich hätte Sie sehen mögen, Fehringer, ohne Scherz“.

„Ich scherze auch nicht, Frau Gräfin, sicher nicht, denn es war das eine deprimirende Reise, die mir die Lust zum Heirathen auf lange Zeit genommen hat“.

„Ja um Gottes Willen Fehringer, Sie haben sich doch keinen Korb geholt?“ fragte die Gräfin, die neue Polizeiraths-Uniform von oben bis unten musternd“.

„Nein, nicht gerade das, Frau Gräfin, man weiß doch auch, wie weit man zu gehen hat — aber meine Situation war doch eine fatale. Um es kurz

zu machen — wie es Frau Gräfin lieben — ich fand endlich in einem sonderbaren Hause in der Friedbergerstraße die Exhofdame der Kurfürstin und zwar im einfachsten Kostüm der Welt, etwa wie es die Herrnhuter in der Schweiz zu tragen pflegen".

„Das gleicht der Pichler, dazu wäre sie dumm genug", sagte die Gräfin ganz überrascht über diese Neuigkeit, „diese Summe Geld, die ihr vor Jahren so unsinnigerweise zufiel, hätte sich auch ein glücklicheres Terrain wählen sollen; diese Person hat ja keine Ahnung von Menschen- und Lebens-Freuden. Sie wäre demnach wirklich zu den Herrnhutern übergetreten?"

„Ich vermuthe das, denn sie stand mir nicht Rede und Antwort. Sie sagte blos, daß sie bedauere mich nicht anhören zu können".

„Also haben Sie ihr doch einen Antrag gemacht?"

„Nein, nein, das nicht, gnädige Frau", verbesserte sich Fehringer, „sie sagte, daß sie mich nicht anhören könne, da sie im Begriffe sei auf längere Zeit in die Schweiz zu reisen".

„Fehringer seien Sie ehrlich", sagte die Gräfin, die den Polizeimann zu genau kannte um nicht überzeugt zu sein, daß er alle Hebel in Bewegung gesetzt, um zu Frl. von Pichlers Geld zu kommen. „Sie haben ihr gesagt, daß Sie gekommen seien, ihr Ihre Hand anzubieten — und daß Sie sie lieben — und was man in solchen Augenblicken sagt — und da hat Ihnen die spröde Jungfrau geantwortet — —"

„Daß sie im Begriffe sei, in die Schweiz zu reisen, wie schon gesagt".

„Hat nicht dort der Pfarrer Gruber ein Institut oder Waisenhaus gegründet?" fragte die Gräfin in Ge-

danken, — „das sich an Herrnhutereinrichtungen anlehnt?“ Wer hatte ihr doch von dieser Angelegenheit gesprochen?

„Frau Gräfin sind klüger, als wir Alle, ganz Recht, daran habe ich noch gar nicht wieder gedacht. Frl. von Pichler nahm sich ja wahrhaft christlich des geistvollen Pfarrers an, als er im Gefängnisse saß, dann war sie auch blos darum so liebenswürdig gegen mich? Aber sie war damals verlobt und man dachte nichts Böses, jetzt aber ist die Sache eine andere. Oder sollte sie hinreisen, um dennoch für Eberbach ein Heim zu gründen?“

Die Gräfin schüttelte den Kopf.

„Nichts von alledem, Lieber, in diesem Punkte sind wir Frauen sogar noch klüger als die geheime Polizei. Eberbach war nie in die Pichler verliebt, der ist froh, daß er sie los ist — aber sie wird dem interessanten Gruber nachreisen, den sie mit ihren Taubenaugen und ihrer Samariterseele geangelt hat. Freilich, freilich, jetzt geht mir ein Licht auf. Ja, ja, auch der geheimen Polizei thut es zuweilen nöthig, daß ihr ein solches aufgesteckt wird, um Seelenvorkommnisse zu beleuchten, die nicht in ihren Rubriken registrirt sind. Aber keine Feindschaft, Fehringer, es ärgert mich ebenso sehr, wie Sie selbst, daß das große Vermögen der Pichler unseren Kreisen entzogen wird und in die Schweiz wandert. Meine Schuld ist es nicht, ich wollte Ihnen wohl und hatte alles für Sie aufgeboten“.

„Wofür ich der Frau Gräfin für alle Zeiten meine Dienste zur Verfügung gestellt“.

Die Gräfin ging, den Fächer an die festgeschlossenen Lippen gedrückt, mehrere Male im Zimmer hin und her, die Sache mit der Pichler war ihr ärgerlich,

denn ihr Ehrgeiz vertrug keine Niederlage und sie hatte in letzter Zeit verschiedene mißglückte Pläne zu verzeichnen.

Fehringer folgte ihr mit den Augen.

Endlich, nachdem sie offenbar alle möglichen Erwägungen in ihren Gedanken hin und her geworfen hatte, trat sie dicht vor den kleinen Mann und sagte, noch immer zerstreut:

„Also mit der Pichler wäre es aus, Fehringer, das thut mir leid, wir müssen demnach auf andere Weise Ihre Lage zu verbessern suchen — Sie wären ja dann auch im Stande ohne Rücksicht auf Geld zu heirathen".

„Wenn ich nicht in letzter Zeit mehr als räthlich meine Gedanken auf Frl. von Pichler gerichtet gehabt hätte, Frau Gräfin".

„A bah", sagte diese lachend, die seelenlose Hülle des schlauen Polizeimannes mit den Augen messend, „Sie sehen nicht aus, Fehringer, als ob ein Weib im Stande sein könne, Sie um eine einzige Stunde ihres kostbaren Schlafes zu bringen. Schauen Sie Sich unsere jungen Damen in Kassel an, da ist auch nicht eine, die es nicht mit dem schmachtenden Gesichte der Pichler aufnähme.

Aber es ist Theaterzeit", unterbrach sie sich plötzlich, nach der Uhr sehend, „Königl. Hoheit erwarten mich".

Fehringer verbeugte sich tief und wollte zur Thüre schreiten, als die Gräfin, so durchaus gleichgültig als ob sie die ganze Zeit über gar nicht an den Fall gedacht hätte, ihm zurief:

„A propos, Fehringer, wie weit ist man denn mit der Affaire Eberbach?"

„Meinen Frau Gräfin mit dem Prozeß?"

„Nun ja, oder mit sonstigen Meinungen“.

„Die sind getheilt, Frau Gräfin, es hat sich selbst bei Gericht eine Partei für ihn gebildet. Die Eberbachs sind eben doch eine alte hessische Familie, deren Namen in den Annalen unserer Geschichte unaustilgbar verzeichnet steht. Die Sache hat ihre heiklen Seiten“.

„Und hat man ihn und seine Anhänger d. h. die, welche mit ihm in Berührung kommen, merken lassen, daß der Ausgang des Prozesses kein günstiger sein könne?“

Die Gräfin hatte langsam gesprochen und keinen Blick von dem Gesichte Fehringers verwandt.

„Versteht sich — Frau Gräfin meinten ja damals, daß es gut sein würde ihn das wissen zu lassen. Eberbach mit seinem leidenschaftlichen Temperamente könne keine lange Haft aushalten — es würde ihn das zur Flucht animiren — und die Gerichtsbarkeit wäre diese peinliche Sache auf die günstigste Weise los“.

„Ich meine nie etwas, Fehringer, in dem was die Gerichtsbarkeit oder Polizei angeht“, sagte die Gräfin, indem sie ihrem Gesichte jenen kalten, zurückweisenden Zug gab, den selbst ihre Günstlinge fürchteten. „Ich bin eben lebhaft und spreche nur, so ganz en passant, meine Ansichten aus“.

„Ich verstehe, Frau Gräfin“, sagte Fehringer, sich tief verneigend, „und bitte unterthänigst um Vergebung, wenn ich mich falsch ausgedrückt habe“.

„Die Geschichte ist freilich sehr fatal für die Herren vom Gericht“, fügte sie, nun wieder in dem gewohnten, sanften Tone hinzu, während ihre weißen Finger mit den Goldquasten der Portière spielten, durch welche sie im nächsten Augenblicke zu schreiten beabsichtigte, „meiner unmaßgeblichen Ansicht nach, Herr Polizeirath, würden die Herren klug thun, Eberbachs Flucht, wenn

er denn durchaus Hessen verlassen möchte, in keiner Weise etwas in den Weg zu legen. Es wäre vielleicht der beste Abschluß".

Sie verneigte sich leicht und rauschte mit ihrer seidenen Schleppe in ihr Ankleidezimmer, wo ihr Kammermädchen sie erwartete.

Sie ließ sich vor dem Toilettenspiegel nieder und sah, in Gedanken versunken, gleichgültig auf ihr immer noch jugendliches Gesicht, dem das Mädchen jetzt einen feinen rosa Hauch gab und damit die letzte Erregung auf demselben verwischte. Sie ließ sich die Brillantsteine in ihrem Haare befestigen, als sei das stets so gewesen, und draußen im Korridore neigte sie sich, während der Bediente ihr den Hermelin über die Schultern warf, wie eine Königin. —

* *
*

Werner von Eberbach saß noch immer in seiner Zelle. Seit Wochen war er zur Flucht bereit und wartete täglich auf das Signal, welches seine Freunde mit ihm verabredet hatten. Er konnte dieses Zögern nicht begreifen, um so weniger, da der Gefängnißwärter ihm mehr Freiheit ließ als je — und seine Tochter ganz sorglos Briefe von ihm beförderte und andere ihm zustellte. Seine Stimmung wurde von Tag zu Tag eine unerträglichere.

Es waren nun schon vier Monate verflossen, seitdem seine stürmischen Gedanken an den kahlen Wänden da abprallen mußten, wenn sie sich hinaussehnten in Gottes freie Welt.

Heute hatte er, bis ihn die Augen schmerzten, da hinunter gesehen und sich zum ersten Male mit vollem Bewußtsein in sein zukünftiges Schicksal versenkt, wie es möglicherweise in der Fremde an ihn herantreten könne.

Es war dabei eine Wehmuth in seine Seele gekommen, die sonst seiner thatkräftigen Natur ferne gelegen.

Sollte er seine Dienste England anbieten, einem Lande, zu welchem ihn, was Politik und Nationalität betraf, auch nicht die kleinste Sympathie zog?

Nein, das vertrug sich nicht mit seiner geraden Art, die nur da leisten und wirken konnte, wo Herz und Kopf gemeinschaftlich betheiligt waren.

Sollte er einen neuen Beruf wählen? Unterrichten, lehren?

Seine Gestalt reckte sich, als fühle er Schmerzen an der Stelle, wo er sein Herz wußte. Er war so mit Leib und Seele Soldat im Dienste seines Vaterlandes gewesen!

Er starrte wieder in die mehr und mehr sich verdichtenden Wolken am Firmament, die ein aufsteigender Süd-West von Zeit zu Zeit jäh auseinander trieb. Er starrte bis es draußen dunkler und dunkler wurde und endlich ein dichter Regen auf das Pflaster klatschte.

Wenn er doch wenigstens gewußt hätte, für wen er arbeiten sollte, wenn es denn nicht für sein Vaterland sein konnte, und wo nach mühseligen Tagen eine Stätte finden, die ihm Ruhe und Frieden gäbe?

Er hatte das Fenster geöffnet und drückte seine fiebernden Schläfen gegen das kalte, nasse Gitter.

Ediths Bild, das er, in all dieser herben Zeit, so ehrlich versucht hatte aus seiner Seele zu drängen, stieg immer wieder vor ihm auf und bereitete ihm endlose Qualen!

Sollte er Deutschland verlassen und sie nicht wiedersehen?

Er versenkte seine Gedanken bis in die fernste Vergangenheit, bis in die Zeit, wo sie so oft die Puppe, in ihres wahnsinnigen Vaters Schooße, in Schlaf gedämmert hatte und mit ihrer süßen Kinderstimme himmlische Melodieen gesungen.

Kleine, seelische Nachtigall!

Und dann als er sie wiedersah nach Eberhards Exil, ein scheues, halbwüchsiges Mädchen mit bleichem Gesicht und mageren Gliedern, das sich geängstigt und blöde in die Ecken drückte und doch schon, das wußte er jetzt, sich mit Sorgen und Plänen trug für die kranke Mutter und für sich selbst. —

O, ob all des bitteren Menschenleides!

Er ging vom Fenster und setzte sich auf den einzigen hölzernen Stuhl, der neben dem Tische stand, und ließ den Kopf in die Hand sinken.

Er sah sie auf den Brettern — lange, lange nachher, so dünkte es ihm, die zarte, biegsame Gestalt, mit den traurigen Augen, wie sie fast hülfeflehend ihn suchten. Die gefeierte Künstlerin, von der Menge bewundert und bejubelt, während jeder Schlag ihres Herzens dem Bruder im Exile galt — für den sie sang, darbte und litt.

Er stöhnte laut.

Was jetzt kam — es war unerträglich! Die kranke, zerstörte Mutter, arbeitsvolle Tage, einsame, verzweifelte Nächte. — Und dann das Sterbebett und die leere, eisige Zeit, die dem Tode folgen muß!

Jetzt waren die Schleusen geöffnet, die Liebe fluthete durch seine Seele, wild und leidenschaftlich schwemmte sie rücksichtslos alles hinaus, was er in spießbürgerlicher Engherzigkeit und Entsagungswahn aufgebaut, und was ihm jetzt in dieser Stunde so unglaublich dürftig und bettelhaft erschien.

Eine einzige, hohle Lüge, sonst nichts!

War sie nicht großherzig und bedurfte vielleicht ihn, wie er sie?

Weil er keine Existenz hatte?

Wie kam er sich erbärmlich vor, elende, kleine Lebensbedingnisse neben eine Liebe in die Wagschale zu legen, die in sich selbst das höchste Menschenglück trug.

Heimath oder Fremde, Reichthum oder Elend, was wollten diese Dinge sagen, wenn Edith ihn liebte und wenn diese Liebe sie über das Ameisengewimmel kleiner Sorgen in die himmlische Region höchsten Empfindens trug?

Wenn Edith ihn liebte!

Er sprang auf und stürmte durch die kleine Zelle als müsse er die Mauern bersten.

Er hatte es ja bis jetzt nicht einmal gewußt, wie fest, wie unauflöslich fest Edith Gruber mit seinem Leben verwachsen war!

Wenn sie ihn liebte!

Er mußte sich Gewißheit verschaffen — oder vergehen. . . . .

Er sah nach der Uhr. Noch dreißig volle Minuten bis sich die Thüre seiner Zelle öffnen und man ihm sein karges Abendbrod bringen würde.

Noch dreißig Minuten! Sie dünkten ihm eine Ewigkeit. — — —

Aber als sie endlich — endlich vergangen und die Tochter des Gefangenwärters über die Schwelle trat, da war sie erstaunt den Herrn Hauptmann in neuem Zivilanzug, welchen man mit andern Sachen zur Flucht zugestellt hatte, vor sich zu sehen.

„Martha“, sagte er athemlos, statt jeder anderen Antwort auf ihr fragendes Gesicht, „Du hast Dich

mir gut und großmüthig gezeigt während der Zeit meiner Gefangenschaft, Du mußt mir auch heute helfen, hörst Du, Du mußt".

„Wollen der Herr Hauptmann heute fliehen?" fragte das Mädchen so harmlos, als handele es sich um eine Sache, die längst abgemacht.

„Fliehen? Nein, vorläufig nicht", sagte Eberbach aufgeregt und so durchaus abwesend, daß ihm diese Frage nicht einmal auffiel. „Aber Du mußt mir zu einer Stunde Freiheit verhelfen — ich habe einen unaufschiebbaren Weg zu machen, hörst Du? Einen Weg von dem mein irdisches und ewiges Heil abhängt".

Das Mädchen sah verständnißlos in sein Gesicht. Sie hatte den Gefangenen wohl schon aufgeregt gesehen, aber so doch noch niemals. War er irre geworden?

Sie sagte nichts, aber sie ging mechanisch zurück, als fürchte sie sich vor ihm.

Sie ließ ihn zur Thüre hinausstürmen, als müsse es so sein.

Wer würde auch in diesem Zustand und dem Anzuge den schönen Hauptmann von Eberbach erkennen?

Außerdem regnete es so heftig und die Leute eilten achtlos und ohne Rücksicht an einander vorüber.

Werner von Eberbach war in so gehobener Stimmung, daß er weltliche Zufälle, die ihm, dem Gefangenen, möglicherweise begegnen konnten, gar nicht in Erwägung zog.

Er hatte seinen Mantel fest um seine Schultern gezogen, den Hut tief ins Gesicht gedrückt und eilte mit hochschlagendem Herzen durch die Straßen, die zu dem Hause führten, in welchem, seit einem Jahre, alle seine Freuden gipfelten.

Wie würde er Edith finden?

Er wußte es nicht einmal, daß sie vom Theater zurückgetreten war — Eberhard hatte ihm nur flüchtig von der Schwester geschrieben und wohl vorausgesetzt, daß er von allem was sie betraf unterrichtet sei.

Was wußte Eberhard, er, in dem Besitze ihrer Liebe, wie man darbt, wenn man sie entbehren muß?

Und als Röder flüchtig in seiner Zelle gewesen war, da hatte er den Namen nicht nennen mögen, der auch im Herzen des Freundes verzeichnet stand.

Er fragte nicht, was er eigentlich bei der Freundin wolle. Er legte sich keine Rechenschaft darüber ab, daß er ja nur ein Flüchtling sei, der sie im günstigsten Falle mit sich in die ungewisse Fremde ziehen würde, er befand sich auf jener Höhe der Empfindung, in welcher wichtige Lebensfragen zu nichtigen Dingen herabgesunken sind, für die es kein Ermessen mehr giebt.

Er trat in ihr Haus. Ueber dieselbe Schwelle, die er trotz allem Kummer, der in den Räumen geherrscht, niemals ohne schnelleren Herzschlag überschritten hatte. Auf dem Gange standen gepackte Kisten und Möbel mit der Adresse Eberhards in Berlin.

Er klopfte an die Thüre. Keine liebe Stimme rief „herein“.

Er klopte abermals. Alles blieb still. Sein Herz stockte.

Wäre es möglich, daß sie abgereist wäre, ohne ein Wort des Abschiedes für ihn, ohne einen Segensgruß in die Oede der Verbannung?

Die Frage wälzte sich schwer aus seiner Seele herauf.

Dieselbe matte Laterne brannte auf der Treppe, wie einst in früheren Zeiten, wenn die Künstlerin, in rother Atlasumhüllung, mit erregten Zügen, über die Treppe flog und die schönsten Blumen in ihrer Mutter Schooß legte.

O, wie hatte er das Mädchen zu allen Zeiten geliebt!

Wäre es möglich, daß kein Hauch seines heißen Empfindens in ihre Seele gedrungen?

Er klopfte abermals.

Im unteren Raume öffnete sich jetzt eine Thüre und eine alte Frau sagte ihm, daß Frl. Gruber abgereist sei.

Er wollte die Alte fragen, „wohin?“ aber das Wort erstarb schon im Herzen, es fand nicht einmal den Weg bis zu den Lippen.

Er drückte nur den Hut noch tiefer ins Gesicht, zog den Mantel noch fester um seine Schultern und ging mit bleiernen Schritten die Treppe hinunter bis in die Straße.

Der Regen strömte von den Dächern und klatschte auf die Steine, er achtete es nicht. Er ging mechanisch, ohne zu wissen was er that, den Weg zurück, den er gekommen war.

Als er in die Nähe des Kastells kam bemerkte er zwei Gestalten unter einem Regenschirme, die ihn offenbar erwarteten.

War er verrathen? Hatte die Dirne doch geplaudert?

Er wollte über den nächsten Graben springen — fort in die Welt — in die Freiheit, dem Mädchen nach, welches seine Seele begehrte — als zwei Hände seinen Arm umklammerten — und Eberhard Grubers Stimme seinen Namen nannte.

„Werner, um Gotteswillen, wo bist Du gewesen? in welche tödtliche Angst hast Du uns gebracht; Noch ein paar Augenblicke länger und unser Bemühen, unsere Berechnung, alles wäre vergebens gewesen.

Komm, beeile Dich, dort unten hält der Wagen, der Dich nach Frankfurt bringen soll".

Eberbach ließ sich von den Freunden, der Andere war Röder, fortzerren, seine Knieen wankten.

Sollte er nun doch fort über die Grenze hinaus, aus seinem lieben Vaterlande — ohne ein Wort, ein einziges, aus dem Munde des Mädchens, die ihm, das wußte er erst seit heute, theurer war, als die ganze Welt?

Aber er brachte ihren Namen nicht über die Lippen, er hielt sie fest aufeinander gepreßt und folgte willenlos.

Erst als er im Wagen saß, seinen Koffer auf dem Boden entdeckte und er die Fürsorge der Freunde bis in die kleinste Kleinigkeit erkannte, streckte er Beiden seine Hände entgegen und seine Lippen fanden Worte des Dankes.

„Und was habt Ihr nun mit mir vor?" fragte er, seinen Hut hinter sich werfend und mit der Hand durch sein nasses Haar fahrend, „ich bin mir niemals im Leben so willenlos in Allem vorgekommen, wie jetzt".

Und es lag in der That ein so tief trauriger Zug in seinem Gesichte, daß Eberhard Gruber besorgt und liebevoll die Hand des Freundes in die seine nahm.

„Die Gefängnißluft hat Dich herabgestimmt, alter Freund", sagte er herzlich, „sonst nichts, man kennt Dich ja kaum wieder.

Wenn erst die frische Morgenluft wieder um Deine Schläfe weht und Du Dir der vollen Freiheit bewußt wirst, dann wird das Alles wieder gut".

Eberbach schüttelte den Kopf.

„Ich habe Kurhessen über Alles in der Welt geliebt", sagte er leise.

„Daß Du gehst, ist aber ein Opfer, welches Du dieser Liebe bringst", sagte Eberhard, indem auch über sein Gesicht ein Schatten glitt. „Es bleibt doch das ewig alte Gesetz, daß sich die Kraft im Kampfe entwickeln muß. Die großen, selbstständigen Individualitäten, die Kurhessen gezeitigt und noch zeitigen wird, dankt es dennoch seiner schmachvollsten Zeit. Laß es Dich nicht niederdrücken, daß es das fremde Land ist, dem Du dienst, es kommt dennoch, was Du leistest, wenn auch auf Umwegen, dem Vaterlande zu Gute".

Werner antwortete nicht. Der Schmerz um den Verlust des Vaterlandes floß zusammen mit dem um Edith. Er wollte mit Eberhard darüber sprechen, aber er fand nicht das rechte Wort. Später, wenn er ruhiger geworden war, vielleicht dann.

Der Wagen rasselte dröhnend über die letzten Steine der Kasseler Gemarkung, der Regen hatte aufgehört und an den dunkeln Himmel trat hier und da ein bleicher Stern.

Werner bog sich zum Wagen hinaus, das Herz voll tiefen Jammers. Er riß den vom Herbst gefärbten Zweig eines Baumes der sich zum Wagen bog ab und betrachtete ihn mit inbrünstiger Liebe.

Röder, der schweigend ihm gegenüber in der Ecke gelegen und wohl am besten die Gedanken verstand, die ihn quälten, erhob sich jetzt und sagte ernst:

„Ich muß hier aussteigen, Eberbach, aber wir wollen keinen trüben Abschied nehmen, London ist nicht aus der Welt, und ich besuche Sie vielleicht schon im nächsten Jahre“.

„Sie Röder? Was wollten Sie in London?“

„Ich denke meine Hochzeitsreise dahin zu machen, d. h. wenn mir die kleine Adele keinen Korb giebt“.

Es ging kein strahlendes Glück über seine Züge, aber die Worte waren ruhig und in verheißungsvollem Frieden gesprochen.

Und dann umarmten sich die Freunde und lagen ein paar Augenblicke Brust an Brust.

Der Wagenschlag fiel zu und Röders Gestalt verschwand im Schatten der Nacht.

Die beiden Jugendfreunde, die tausend gemeinschaftliche Jugenderinnerungen fast enger verbanden als Brüder, waren jetzt allein.

Werner hatte das Herz so voll, aber als er bemerkte, wie Eberhard sich müde in die Ecke streckte, die Decke über seine Kniee zog und Miene machte zu schlafen, schwieg auch er.

Er wußte nicht einmal, wie weit der Freund ihn begleiten wolle und was er für Pläne habe.

Vielleicht kam er erst heute von Berlin und war zu müde um ernste Fragen zu erörtern. Er hörte auch in der That bald des Freundes regelmäßige Athemzüge, die einen tiefen Schlummer verriethen.

Ob er selbst eingeschlafen, oder ob er blos wachend geträumt hatte, er wußte es nicht.

Als das erste Morgendämmern durch die Scheiben des Wagens drang reckte sich Eberhard und öffnete das Fenster. Sie waren bei Marburg.

Vor ihnen lag die schöne, malerische Stadt, wie mit grauen Schleiern umhüllt und schmiegte sich sanft

gegen den Hügel des Schloßberges. Die gothischen Thürme der Elisabethenkirche reckten sich in unklaren Umrissen, wie ein wesenloser Traum, im Morgennebel des Thales.

Es war ein ergreifendes Bild, selbst für den, der es nicht seine Heimath nannte.

Werners Augen hingen daran wie gebannt. Erst als das letzte Haus an ihnen vorüberglitt, legte er sich wieder zurück in den Wagen und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Ich habe einen Brief für Dich, Werner", sagte Eberhard nach einer Weile, nachdem er sein Haar gebürstet und den Spiegel und Kamm dem Freunde gereicht hatte.

Ein flammendes Roth ging über Werners Gesicht.

„Von Edith?"

„Nein, von Ernestine v. Pichler," erwiderte er langsam, des Freundes Gesicht prüfend, dessen Roth jetzt eine jähe Blässe verdrängte. „Sie hat sich Herbert verlobt, ich weiß nicht, ob man es Dir schon gesagt hat."

„Nein, ich wußte es nicht, aber ich habe das immer erwartet. Sie passen zusammen. Ernestine ist gut und wird ihn glücklich machen."

„Sie möchte, daß Du morgen in Frankfurt Zeuge ihrer Vermählung würdest."

„Ich könnte das nicht gut, ohne mich zu verrathen — wozu auch?"

„Die Trauung geschieht in der Familie eines Dorfpfarrers in der Nähe von Bornheim — es wäre keine Gefahr dabei und Ernestine wünschte es sehr warm."

Werner schwieg und erwog die Möglichkeit, ob Edith nicht dabei sein könne.

Er sah auf Eberhard's Gesicht, aber es war ruhig; er hätte es ihm auch wohl gesagt — und sie wäre doch auch sicher mit dem Bruder gereist.

„Du kannst es Dir übrigens noch überlegen," fuhr Eberhard fort, seinen Mantel zurechtrückend, „wir bleiben ja unter allen Verhältnissen bis Frankfurt zusammen."

„Willst Du hier aussteigen?" fragte Werner, der in der Ferne die Häuser eines Dorfes aufsteigen sah und bemerkte, wie Eberhard mit seiner Toilette beschäftigt war.

„Ich nicht, aber Du mußt es, Werner. Wir sind in Bellnhausen, im letzten kurhessischen Dorfe. Die Marburger Post könnte eintreffen und man darf Dich dort nicht sehen. Ich denke daher, Du gehst bis an die hessische Gemarkung, dort hinter dem Dorfe, zu Fuß und mein Wagen holt Dich in einer halben Stunde wieder ein. Ich werde Dir das Frühstück mitbringen."

„Wie bist Du so gut, für mich zu denken, Eberhard," sagte Werner, nun auch seine Kleider ordnend, „wie soll ich Dir das jemals danken? Ich selbst, ich hätte wahrlich nicht den Kopf zum Ueberlegen. Ach, Eberhard, Du weißt nicht, wie mich das Herz schmerzt und was mich alles quält, unsäglich quält."

„Doch, doch, alter Freund, ich weiß es," sagte Eberhard, ihn aus dem Wagen drängend, ich weiß es und wir werden nachher darüber reden."

„Geh' den schmalen Weg," rief er dann noch zum Wagen heraus, der schon dem Dorfe entgegen rollte, „dort hinter der Jasminhecke. Du kannst da noch einmal unsere hessischen Farben sehen. Auf Wiedersehen!"

Werner stand allein und schaute sich um. Hinter der Jasminhecke! Ja richtig, da waren nicht weit entfernt die Grenzpfähle der beiden Hessen, ja, da mußte er hin und noch einmal die theuern Farben, vielleicht zum letzten Male, mit seinen Armen umfassen. Und er ging langsam der schmalen Hecke entlang, die der Herbstwind schon beinahe entblättert hatte. Aber war das nicht eine verschleierte Frauengestalt in schwarzen Kleidern, die da angelehnt an dem kurhessischen Grenzpfahl stand?

Warum stockte sein Herz?

Großer Gott wäre das möglich — —

„Edith — — Du?"

Ja Edith. Es war kein Trugbild, keine Fata Morgana aus dem feuchten Thale herauf gestiegen, denn es war ihre unvergessene Stimme, die zu ihm sprach:

„Du sollst nicht allein über die Gemarkung unseres Vaterlandes gehen, Werner, ich gehe mit Dir".

„Edith, Du mit mir? Du wolltest Deine Heimath lassen — Deinen Bruder Eberhard, Alles, Alles, um mich?"

Ein Schatten glitt über ihr schönes Gesicht, von welchem Werner den Schleier zurückgeschlagen hatte.

Sie trat ein paar Schritte zurück und sagte leise mit gesenkten Lidern:

„Es wird mir nicht leicht Eberhard zu lassen, Werner, für den die Heimath ohne die Mutter, Herbert und mich nun doch eine Fremde sein soll. Aber die Liebe ist stärker als wir selbst, ich kann nicht anders — — mein Leben — es gehört Dir".

Werner hielt sie an seinem Herzen.

Die heißen, lang zurück gedrängten Worte, die er in ihr Ohr stammelte, nahm der kühle Morgenwind

auf seine Schwingen, aber Edith hatte sie verstanden, denn ihre Augen hoben sich in seligem Verständniß zu ihm.

* *
*

Erst als sie wieder bei Eberhard im Wagen saßen und ihr theures Vaterland ihnen mehr und mehr entrückte, fand Werner Worte auch ihm zu danken, der so bereitwillig sein Bestes in des Freundes Arme gab.

* *
*

Nicht lange nachher durchlief die Nachricht von Eberbachs Flucht die Stadt Kassel — und auch, daß Edith Gruber die Verbannung mit ihm theile, als sein ihm angetrautes Weib.

Keller-Jordan, Henriette,

Gesammelte Werke

Bd.: 5

1887